

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

2/88

Februar

*

Indem ich Rot sehe, erkenne ich mich
als Rotsehender, aber nicht selbstverständlich, sondern erst,
wenn ich mir in Erkenntnis des Rotsehens zuschaue,
erkenne ich mich als Träger eines Rotsehens.

(Norbert Blüm)

*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Hans-Dieter Bamberg, Dr. phil., geb. 1942; Prof. für Sozialwissenschaften; Westberlin; u.a.: Der Muntermacher — Aufstieg und Aussichten, Aktivitäten und Ansichten des Norbert Blüm, Marburg (SP-Verlag) 1987.

Matthias Beltz, geb. 1945; Kabarettist und Publizist; u.a.: Vorläufiges Frankfurter Fronttheater; u.a.: Pflasterstrand, Josef.

Josef Bierbichler, geb. 1948; Schauspieler; Ambach.

Wilfried Frhr. von Bredow, Dr. phil., geb. 1935; Prof. für Politikwissenschaft in Marburg; u.a.: Moderner Militarismus, Stuttgart (Kohlhammer) 1983; Deutschland — ein Provisorium?, Berlin (Siedler) 1985.

Volker Kaukoreit, geb. 1955; Literaturwissenschaftler, wissenschaftlicher Redakteur bei der Düsseldorfer Heine-Ausgabe und freier Publizist; u. a. Gastredakteur des Erich-Fried-Hefes in der Reihe »Text und Kritik« 1986.

Arnhelm Neusüss, Dr. phil., geb. 1937; Prof. für Politikwissenschaft, FU-Berlin; Utopie — Begriff und Phänomen des Utopischen (Hrsg. u. Einl.), 1968; Marxismus — Ein Grundriß der großen Methode, 1981; Aufsätze.

Michael Otte, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik in Bielefeld; u.a.: Mathematiker über Mathematik (Hrsg.) 1974; Mathematik, die uns angeht (gem. mit anderen Autoren) 1980; Wissen als 'society of mind', Einleitungssatz zur dt. Übersetzung von S. Papert: Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982.

Heinrich Pacht, geb. 1943; Schauspieler, Autor; Köln.

ISSN 0176—7232

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211 / 361 33 60
Konto 57 17 004 Deutsche Bank (BLZ 300 700 10)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli-August)
Abo-Heftpreis 12,-DM (einzeln 15,-) + Versandkosten; Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.
Vertrieb: Inter-Abo, Postfach 10 32 45, 2000 Hamburg 1

Copyright ©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W.
Korrektur: Christel Kauder; Druck: Plitt; Gestaltung: Kurt Weidemann.
Anzeigenpreisliste 1/84

Wilfried von Bredow
Niemandland
Mitteleuropa und die Regression politischen Denkens3

Volker Kaukoreit
Zwischen den Stühlen — Ein Gespräch mit Nikolaus Berwanger
über sich und deutschsprachige Literatur im rumänischen Banat12

Ben's
HistoMat
Mitternachtszeitung für gebildete Leser24

Michael Otte
Technik und Zufall27

Peter Maiwald
Die Wahrheit, Ein Tagwerk40

Zeitschriftenschau
Mensch-, Tier- und Pflanzenheit42

Arnhelm Neusüss
Die Paradigmen der politischen Wissenschaft
Ein Wörterbuchartikel49

Matthias Beltz /Heinrich Pacht
Vergangenheitsbewältigung (Eine Büttensrede)65

Hans-Dieter Bamberg
Der Kern der Haselnuß — Ein gut bezahltes Heldenleben
Aus den neuesten Erinnerungen Dr. Barzels67

Josef Bierbichler/ Michael Ben
Briefwechsel79

KITSCH. Als ich »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins« schrieb, beunruhigte mich ein wenig, daß das Wort "Kitsch" einen der tragenden Pfeiler des Romans ausmachte. In der Tat war dieses Wort in Frankreich noch vor kurzem praktisch nicht oder nur in einem sehr eingeschränkten Sinn bekannt. In der französischen Fassung des berühmten Brochschen Essays ist das Wort "Kitsch" mit "Schund" (art de pacotille) übersetzt. Ein Widersinn, denn Broch legt dar, daß Kitsch nicht einfach ein geschmackloses Werk ist. Es gibt eine kitschige Haltung. Kitschiges Verhalten. Das Bedürfnis nach Kitsch des Kitschmenschen: ein Bedürfnis, sich im Spiegel einer beschönigenden Lüge zu betrachten und sich darin mit gerührter Befriedigung zu erkennen. Broch zufolge ist der Kitsch historisch mit der empfindsamen Romantik des 19. Jahrhunderts verknüpft. Da in Deutschland und Mitteleuropa das 19. Jahrhundert viel romantischer (und weit weniger realistisch) war als anderswo, hat sich dort der Kitsch maßlos ausgebreitet; da ist das Wort Kitsch auch entstanden und wird noch immer häufig verwendet. Für uns in Prag war der Kitsch der Hauptfeind der Kunst. In Frankreich ist das anders. Hier sieht man echte Kunst in einem Gegensatz zur Kleinkunst. Doch was mich angeht, mich haben Agatha Christies Kriminalromane nie gestört! Dafür Tschaikowski, Rachmaninow, Horowitz am Klavier, die großen Filme aus Hollywood, »Kramer gegen Kramer«, »Doktor Schiwago« (oh armer Pasternak!), das hasse ich zutiefst, aufrichtig. Und ich bin zunehmend irritiert vom Geist des Kitsches, der in Werken auftaucht, die sich formal modernistisch geben. (Ich füge hinzu: Die Abneigung, die Nietzsche gegenüber Victor Hugos "schönen Worten" und seinen "Prunkmänteln" empfand, war die Abneigung gegenüber dem Kitsch, bevor es diesen Begriff überhaupt gab.)

(...)

Das Wort Kitsch bezeichnet die Haltung eines Menschen, der um jeden Preis und möglichst vielen gefallen will. Um zu gefallen, muß man bestätigen, was jedermann zu hören wünscht, muß man den Gemeinplätzen huldigen. Kitsch ist Übertragung der Dummheit der Gemeinplätze in die Sprache der Schönheit und Emotion. Er bringt uns zu Tränen der Rührung über uns selbst, über die Banalitäten, die wir denken und empfinden. (...) Weil man unter allen Umständen gefallen und größtmögliche Aufmerksamkeit erregen wollte, ist die Ästhetik der Massenmedien zur Ästhetik des Kitsches geworden, und in dem Grade, wie die Massenmedien unser ganzes Leben erfassen und durchdringen, wird Kitsch unsere tägliche Ästhetik und Moral. Bis vor kurzem hieß Modernismus: die nonkonformistische Revolte gegen Gemeinplätze und Kitsch. Heute wird die Modernität von den immens vitalen Massenmedien aufgesogen, und modern sein heißt, sich unheimlich anzustrengen, um zeitgemäß zu sein, konform zu sein, noch konformer als die Konformsten. Die Modernität hat sich in den Kitsch gekleidet.

(...)

Der Kitsch ist die absolute Negation der Scheiße.

Milan Kundera

Wilfried von Bredow

Niemand्सland

Mitteleuropa und die Regression politischen Denkens

Am 14. November 1918 konnte man in der Nachmittagsausgabe der kroatischen Tageszeitung »Obzor« den Bericht über einen Zwischenfall während eines thé dansant der Agramer haute volée lesen, dessen Anlaß die Auslöschung der Habsburger Doppelmonarchie war, was man kräftig feierte. Aber auf dem Höhepunkt der Festlichkeit ist es zu einem Durcheinander gekommen, weil ein kroatischer Schriftsteller die Versammelten heftig zu beschimpfen begann. Er wolle nicht vom Standpunkt jener aus reden, die sich während des Krieges in den Offiziersmessens besoffen hatten, sondern im Namen derer sprechen, für die er als Symbol das kroatische 25. Honvedregiment anführte, dessen Mannschaften, von ihren eigenen Offizieren mißhandelt und in den Tod getrieben, in ihrer Seele die Idee der nationalen Befreiung trugen und ihre Rettung vom gleichen Serbien erwarteten, gegen das sie von ihren eigenen Offizieren gehetzt wurden. Bei diesen Worten, schreibt die Zeitung, entstand großer Lärm, Zwischenrufe und Beifallsäußerungen waren zu hören, und die ganze Versammlung zerfiel in zwei Gruppen. Im allgemeinen Krach hörte man nichts von dem, was einzelne zur Sprache brachten.

Jener kroatische Schriftsteller, es ist Miroslav Krleža, ist später an diesem Abend, nach eigenem Zeugnis, denn das schrieb die Zeitung nicht mehr, kräftig verprügelt worden. Womit der Zwischenfall beigelegt war.

Wirklich? Auf manch einem intellektuellen thé dansant taucht dieser Tage ein eigenartiger Phönix aus der Asche, aus den Bergen von Asche wieder auf, die die Geschichte des 20. Jahrhunderts produziert hat, ein Doppel-Phönix sozusagen, monarchisch-internationalistisch auf der einen, republikanisch-nationalistisch auf der anderen Seite, und sein Name ist *Mitteleuropa*. Ein Phönix zuviel. Das mit chemischen Präparaten verschiedener Art, in erster Linie wohl jenen in der Politik bei ihren

Darstellern gar nicht so seltenen Glücksspielen fit manipulierte Geschichtsbewußtsein läßt sich in fürwahr unerträglicher Leichtigkeit auf ein Abenteuer der Regression ein. Und alle machen mit, weil es für jeden einen extra Dauerlutscher gibt: Wien um 1900 für die Freunde der Kunst und des Designs, Franz Josef für die Monarchisten, Sissi für die Linken und die Feministen (Linkinnen und Feministinnen: vous l'avez voulu), die Mitte, die keine Grenze sein kann, für die Freunde der Mitte, obwohl sie natürlich eine Grenze sein kann, Ostmitteleuropa, Zwischeneuropa, Ostmitteleuropaeinschließlich Luxemburgs als atomwaffenfreie, chemiewaffenfreie, kernkraftfreie, bleifreie Zone für die ausschwingende Friedensbewegung, das gemeinsame europäische Haus für alle von der Neuen Heimat Geschädigten.

Wer will eigentlich was in Mitteleuropa? Woher hat sich dieser knochen-spröde Begriff jene blendzauberische Aura geliehen, auf die z.B. Peter Glotz und die halbe SPD abfahren, zusammen mit einem wachsenden Teil des rechten Teils der CDU, die dabei auf Henning Eichberg und eigentümliche 'nationalrevolutionäre' Splittergruppen stoßen, aber auch auf Rechtsextremisten herkömmlicher Art, die allerdings umstandslos die Parolen der Friedensbewegung übernommen haben, ebenso wie der eine oder andere pensionierte Bundeswehr-General? Was wollen die alle von Mitteleuropa?

Es wird wohl so sein, wie Tante Malvida von den Männern sagt: sie wollen immer dasselbe. In diesem Fall nämlich konzeptionelles Einwickelpapier für regressive politische Wunschträume. Die unterscheiden sich zwar, aber ihr dynamisches Motiv ist der gemeinsame Irrtum, daß der Ost-West-Konflikt verblaßt sei, seine die Welt- und die regionale europäische Politik strukturierende Kraft eingebüßt habe, so daß die Karten neu gemischt werden und der Stammtisch-Diskurs des 19. Jahrhunderts erneut beginnen kann: Gorbatschow spielt die deutsche Karte, Diepgen die russische, der produktive Herr Seiffert kiebitzt bei Honecker usw. Lärm, Zwischenrufe und Beifallsäußerungen. Lärm um nichts? Nein, denn in der Politik ist auch die falsche Diskussion folgenreich, nicht nur, weil dann die richtige unterbleibt, sondern vor allem, weil sich die irrwitzigsten Hoffnungen verdichten können, was zu schrecklichen Enttäuschungen führt und also zu Aggressivität. Und alles wegen eines Phantoms, dem Phönix mit den zwei Köpfen, Niemandsland.

Geopolitische Ökonomie

Im Kern ist Mitteleuropa nichts anderes als ein regionalistisches Ordnungskonzept für die deutsche Hegemonie, so wie man sich politische

und ökonomische Hegemonie im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellte. Geographische, kulturelle, völkisch-siedlungspolitische Argumente spielten ornamentale Rollen. Viel Schmuck ist allerdings verwendet worden, wenn es ans Definieren ging. Mitteleuropa als die Länder, die unter den Dächern von Habsburgs und Hohenzollerns Monarchie hausten; als geographisch und kulturell im internen Zank einheitliches Gebiet, das sich gegen Druck von Westen und von Osten gleichermaßen zur Wehr setzen muß; als das Siedlungsgebiet der Deutschen, das keine echten nationalstaatlichen Abgrenzungen erlaubt; als nationale Hoffnung der Auslands- und besonders seit 1867 der Österreichdeutschen; als Vielvölkergebilde, das herrlich zurechtkäme, wenn sein inneres Chaos durch feste deutsche Hand domestiziert würde.

Mitteleuropa ist, obwohl einige seiner glühenden Adepten heute gerade *dies* nicht akzeptieren wollen, die 'deutsche Frage' in internationaler Perspektive, wenn auch in einer inzwischen überholten Auflage.

Am deutlichsten hat diese Perspektive Friedrich Naumann entwickelt. Seine Schrift »Mitteleuropa« stammt aus der Zeit des *Ersten Weltkrieges*. Sie stellt weit mehr dar als eine zu lang geratene Kriegszieldenkschrift im Allegro-Moderato, wie Michael Stürmer meint, nämlich eine in sich schlüssige, der modernen Entwicklung zu sprunghafter Vermehrung internationaler und transnationaler Beziehungen gegenüber hellhörige, wenn auch zuletzt eben doch nationalistische Perspektive für die Raumordnung Europas nach einem von den Deutschen nicht verlorenen Krieg. Heute findet sich dieses Denken etwa bei Egon Bahr wieder. Der Inhalt des Krieges, also des Ersten Weltkrieges, sei, schreibt Naumann, die Bildung des Geschichtskörpers Mitteleuropa und damit verbunden dessen Kampf um die Anerkennung im oberen Rat der allergrößten Mächte. Zugleich sei es aber auch ein Kampf darum, welche Nationalstaaten stark genug gewachsen sind, um international mitreden zu können. "Wir beanspruchen, internationale Macht zu sein... Als internationale Macht reichen wir den kleineren mitteleuropäischen Völkern die Hand und schlagen ihnen vor, den Gang in die Zukunft mit uns zu wagen und nicht mit den Engländern und nicht mit den Russen." Die deutsche Hegemonie in Mitteleuropa, also die wirtschaftliche, politische und bei aller Toleranz auch feste und greifstarke kulturelle Vorherrschaft aus Europas Mitte heraus, schien Naumann eine Selbstverständlichkeit und nur getrübt durch den Neid von Peripheriemächten wie England, Frankreich und Rußland. Sie galt ihm zugleich als Voraussetzung für eine weiter ausgreifende deutsche Handels- und Wirtschaftspolitik.

Die trotz ihres zuweilen friedhof-blumigen Stils im wesentlichen nüchternen, gemäßigten und die Chancen deutscher Interessendurchsetzung in

einer imperialistischen (Um-)Welt realistisch kalkulierenden Bemerkungen Naumanns können den weit in den *Zweiten Weltkrieg* hineinreichenden Strang geopolitischer, nationalistisch definierter Mächterivalität in Europa erklären helfen. Darunter fallen auch solch eigenartige Phänomene wie die prozentuale Aufteilung des Balkans in Interessensphären zwischen Stalin und Churchill oder der Morgentau-Plan.

Ost-West-Konflikt als Phantom?

Geopolitische, nationalistisch definierte Staatenrivalität gibt es gewiß auch heute noch. Aber trotz eines in den letzten Jahren (wieder einmal) zu beobachtenden Aufkommens kultureller und politischer Neo-Nationalismen ist diese Sorte Rivalität nur Folklore. Der Zweite Weltkrieg ist in dieser Perspektive begonnen worden. Er endete mit der Ausbildung einer sie weit übergreifenden Ordnungs- und Konfliktstruktur, des Ost-West-Konflikts.

Der Ost-West-Konflikt ist derzeit unpopulär, wie sollte mir das entgangen sein. Den einen tut sich ein Panorama friedlicher Koexistenz auf, wo die Schwerter zu Pflugscharen werden (und damit, nebenbei, die bisherigen Rüstungsgelder zu Agrarüberschuß-Subventionen machen). Die anderen sehen die entscheidende ordnungspolitische und ideologische Dimension dieses Konflikts rapide verblasen. Wieder andere hoffen auf die systemüberwindende Kraft gemeinsamer Probleme und, wenn das nichts hilft, Katastrophen. Der Ost-West-Konflikt, heißt es, geht schon seit längerem nicht mehr um zwei einander ausschließende Gesellschaftsordnungen mit nur leicht gebremstem universalistischen Anspruch, hat schon lange nichts mehr mit Kapitalismus und Sozialismus und den ihnen unterliegenden, konträr zueinander stehenden Menschenbildern zu tun. Müde Machteliten und phantasielos in die Gegenwart übertragene 'klassische' außenpolitische Zielsetzungen von Nationalstaaten wie z.B. der russische Drang zum warmen Meer hätten den Ost-West-Konflikt obsolet werden lassen. Man könne, was sich außenpolitisch zwischen Ost und West abspielt, viel stimmiger mit dem klassischen Begriffs-Instrumentarium des 19. Jahrhunderts interpretieren.

Nur ein paar Orthodoxe sehen das anders — die aber ontologisieren den Ost-West-Konflikt, ein typischer Fall von Internalisierung der eigenen Propaganda. Mit denen hab ich auch nichts zu tun. Aber sie haben, wenn auch mit den falschen Gründen, recht, wenn sie auf der Fortexistenz des Ost-West-Konflikts bestehen. Zynischer Umgang mit den eigenen Werten, hat uns die subversive Soziologie gelehrt, beeinträchtigt deren Geltung nur marginal. Die Distanz zwischen Menschenbild und

Menschenrealität in den sozialistischen wie in den kapitalistischen Gesellschaften ist, jeweils auf spezifische Art und mit wechselnder Drastik, enorm und für Idealisten deprimierend. Dennoch ist die gegenwärtige und auf absehbare Zeit auch künftige Weltpolitik, auch die in der Dritten Welt, zutiefst beeinflusst von den sich bekämpfenden Werten, Zielvorstellungen, Menschenbildern und Geschichtskonstruktionen, den wirtschaftlichen und sozialen Ordnungskonzepten, die den Ost-West-Konflikt ausmachen.

Daß sich dieser Konflikt akut in einer Terminologie ausdrückt, die im 19. Jahrhundert ausgebildet wurde, macht das Begreifen der Vorgänge schwieriger, das Stammtisch-Räsonieren darüber leichter und führt von Zeit zu Zeit zu Fehleinschätzungen auch der Experten. Genau dies hat sich mit der Mitteleuropa-Debatte abgespielt. Wer den Ost-West-Konflikt nur noch als Phantom ansieht, dem müssen die anachronistischen und folkloristischen europäischen Rivalitäts-Muster des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts als die eigentliche politische Wirklichkeit erscheinen.

Ach, ach, Europa

Wie man aus der Tugend wieder eine Not macht, demonstrieren all jene auf herzige Weise attraktiven, gegen die bösen 'Supermächte' gerichteten 'Klein-aber-fein'-Strategien wie etwa die von General a.D. Jochen Löser und Ulrike Schilling: "Wir... schlagen vor, das europäische Zentrum schrittweise aus den Blöcken herauszulösen und auf eine neue politische Grundlage zu stellen. Dabei lassen wir uns von der Überzeugung leiten, daß alle zwischen Frankreich und der Sowjetunion lebenden Mitteleuropäer trotz der bestehenden ideologischen und politischen Gegensätze immer stärkere gemeinsame Interessen entwickelt haben und noch entwickeln werden, die sie befähigen, in einer Konföderation Mitteleuropa als einer neutralen Gemeinschaft souveräner Staaten ihr Zusammenleben selbstverantwortlich zu gestalten."

Wir schlagen vor, daß wir beschließen, daß die Erde flach wie ein Teller ist. Sätze dieser Art sind nun wahrlich im Dutzend, nein im Schock billiger. Sie sind aber natürlich geradezu gespickt mit Fragezeichen und heißen in der subversiven Soziologie denn auch bildhaft Igel-Sätze. Wer sind hier die Handlungsträger, Individuen, Staaten, Völker, Gruppen? Sind die Bündnisse in Ost und West im einzelnen (also: NATO und Warschauer Pakt; EG und COMECON, dazu etliche weitere multilaterale und bilaterale Verträge) oder in ihrer Gesamtheit angemessen als 'Blöcke' anzusehen? Was sind denn die gemeinsamen Interessen der

Mitteleuropäer? Frieden, Abrüstung, Menschenrechte? Nicht sehr spezifisch mitteleuropäisch, möchte man meinen. Prosperität? Dito. Abneigung gegen die 'Supermächte'?

Das ist es! Die Sowjetunion und die USA spielen in diesem Denken für die Gegenwart dieselbe Rolle, die 1915 in der Sichtweise Naumanns die Russen und die Engländer innehatten. Die internationale Politik in Europa nach 1945 wird als ein Eroberungsversuch der europäischen Mitte durch europäische Randmächte interpretiert, die 'uns' besetzt halten.

Europa, das richtige Europa, nicht das der Krämerseelen in Brüssel, kann so in einem eleganten Kraftakt der Zurückdrängung randeuropäischer Flügelmächte entstehen, wobei früher oder später die Sowjetunion als "spätimperialistisches Reich" ohne Kohäsionskraft ohnehin zerfallen wird. Und dann, sagen Löser und Schilling (guten Willens, gewiß doch), stehen wir wieder ganz anders da: "Das Fernziel ist ein Europa der Staaten zwischen Ural und Atlantik." Ach, ein Europa der Staaten soll es sein; ob das die deutsche Version von de Gaulles "Europe des patries" ist? Die Beschränktheit derartiger Vorstellungen mutet vor allem deshalb so ungraziös an, weil den Autoren — wie den meisten anderen Mitteleuropa-Fans — vor lauter Betulichkeit die Tränen der Rührung durchs Denken geplatzt sind. Dessen Konsequenzen gelten als unkeusch und werden verdrängt, aber nicht so weit weg, daß man nicht doch noch einen kleinen Schauer imaginierter Schicksalsgröße mehr ahnen als regelrecht empfinden kann. Denn 'wir', die Deutschen also, wollen ja 'ganz klein' bleiben in diesem Mitteleuropa der Staaten. Beileibe keine eigenen Atomwaffen, zum Beispiel. Allerdings muß man doch, nicht wahr, einsehen, daß die "Selbstbehauptung Europas keine Realität" ist, wie Egon Bahr listig seufzend feststellt, und daß es mit unserer, der Westdeutschen jetzt, "würdelosen Rolle... mit geliehener Sicherheit" (Löser/Schilling) langsam ein Ende haben muß. Wir können gar nicht anders, als unser geopolitisches Schicksal annehmen. Befürchtungen vor Deutschland in einer solchen Konstellation können nur Paranoiker hegen, denn die unermüdlich produzierenden Geschichtsbetriebe werden uns, sei es 'von unten', sei es von hoher geschichtsphilosophischer Warte, bald vollständig von der vergleichsweisen Harmlosigkeit des Nationalsozialismus überzeugt haben, und außerdem ist ja ab 1945 alles anders geworden. Django hat Monatskarte!

Antibolschewismus und Antiamerikanismus

"Mitteleuropa taugt für die Osteuropäer, um sich gegen die Sowjetisierung aufzulehnen", heißt es bei den Rechten. "Lassen Sie uns

den Mitteleuropabegriff als Instrument einer zweiten Phase der Entspannungspolitik benutzen", fordert Peter Glotz seine Freunde auf (und benutzt das Wort Entspannung in einer simplifizierten Fassung). "Die Renaissance Mitteleuropas ist zunächst ein Protest gegen die Teilung des Kontinents, gegen die Vorherrschaft der Amerikaner und der Russen, gegen den Totalitarismus der Ideologien", meint Peter Bender (der klügste unter seinesgleichen). Zwar ist es schwierig, sich etwas Genaues unter dem Terminus "Totalitarismus der Ideologien" vorzustellen, aber man kriegt mit, daß der Ost-West-Konflikt etwas Totalitäres, wohingegen der gute, alte Nationalismus in Europa etwas ist, was beinahe dem von Rousseau gepriesenen Naturzustand entspricht. Die Mitteleuropa-Begeisterung unter Intellektuellen in Polen, der CSSR oder in Ungarn geht in der Tat auf deren Wunschbild von größerer Freiheit nach einer Emanzipation ihrer Nationen von der Sowjetunion, vom sowjetischen Modell des Sozialismus, vom Sozialismus tout court zurück. Ins Alltägliche versetzt, sieht das oft auch undramatisch aus: "Es wäre nicht mehr als nützlich, daß wir von Budapest aus die Wiener Theater besuchen können müßten, wann immer wir Lust dazu verspüren", klagt Georgy Konrad — nun, das läßt sich sicherlich auch unter den Bedingungen des Ost-West-Konflikts in seinen entspannteren Phasen einrichten. (Ein bißchen kosten tut's allerdings, und vorbestellen muß man die Tickets auch.)

Die Mitteleuropa-Begeisterung unter vielen linken Intellektuellen hierzu-lande geht zu großen Teilen auf das selbst gespritzte Trauma vom mitteleuropäischen Weltkrieg als Folge der Stationierung von Mittelstreckenwaffen zurück. Hier fällt es nun allerdings wirklich schwer, den Fall des Anti-Intellektualismus auszuweichen. Nie waren sie mit derlei zitierfähigem Schwachsinn als Köder geradezu überbordend beladen wie zu Beginn der achtziger Jahre. Redaktionen von Kulturzeitschriften wie »Ästhetik und Kommunikation« müssen damals kurzzeitig dem kollektiven Wahn verfallen sein, anders jedenfalls sind Hefte wie Nr. 55 vom März 1984 mit dem Schwerpunktthema "Europa" nicht verständlich. Ein Beispiel? Bitte: "Das Geflecht der amerikanischen Angriffsmotive (auf Europa) ist vielfältig, aber seine wohl gefährlichste — da weithin unbewußte — Dimension wird kaum beachtet: die Tendenz zu einer Art Vaternord an Europa.... Es gelüstet die vermeintliche Selfmade-Nation, mit dem Auslöschung Europas ihre parasitäre Abhängigkeit auf einen Schlag auszulöschen, ihr Herkommen ungeschehen zu machen: Vergangenheitsvernichtung". Dies ist gewiß eine der monströsesten Dämlichkeiten, aber anti-amerikanische Bizarrerien aller Art schossen damals im Umkreis der Friedensbewegung allüberall ins Kraut. Deswegen kommt jetzt beim Feiern des Raketen-Abbau-Abkommens dort auch nur säuerliche Stimmung auf.

Bauhaus Europa

Für die Optimierungs-Realisten unter den Mitteleuropa-Konstrukteuren wird die transatlantische Distanzierungsgeste (unter Beibehaltung der amerikanischen Nukleargarantie, was dachten Sie denn!) kombiniert mit einem immer stärker werdenden Westeuropa, das dann der Sowjetunion die bei Sozialdemokraten so beliebte "zweite Phase der Entspannung" aufs Auge drücken kann. Kein Wunder übrigens, daß Gorbatschow im Zentralkomitee so viele Schwierigkeiten kriegte, seine Gegner brauchen nur fleißig zu zitieren, was westliche Mitteleuropa-Politiker von seiner Politik halten. Der Bundestagsabgeordnete Heimann etwa: "Die Ziele der inneren Reform, die unter Gorbatschow formuliert worden sind, werden nicht erreichbar sein, ohne daß sich die Sowjetunion in größerem Maße als bisher dem Westen, d.h. vor allem der Bundesrepublik gegenüber öffnet. Der Prozeß, an dessen Ende der trennende Charakter von Grenzen in Europa aufgehoben sein wird, ist längst im Gange...". Nur Bescheidenheit und ein an Preziosität grenzendes Maß an diplomatischem Feingefühl hindern die Optimierungs-Realisten daran, letzte Deutlichkeit anzustreben. Aber im leichten Nebel verhuschter Begriffe wird doch ahnbar, wie alles wirklich und gefälligst auszusehen hat: erst machen wir die EG stark, damit sie weltpolitisch nicht zu übersehen ist, dann lassen wir Gorbatschow ganz langsam kommen, denn das muß er ja, und schließlich, man könnte es ja fast Dialektik nennen, die hat auch mit drei Schritten zu tun, haben die Grenzen in Europa ihre Funktion verloren (wozu braucht man sie dann noch?).

Das "gemeinsame europäische Haus" ist zu einer Metapher geworden, mit der sich schlechthin alles umschreiben läßt, was solchen Optimierungs-Futurologen, gleichviel ob sich als realistisch oder als moralisch verstehend, süß und ehrenvoll erscheint: Europa klein gegen die Supermächte; Europa machtvoll als weltpolitische Kraft gegen die anderen Supermächte; Europa(West) plus Europa(Ost) gegen die Sowjetunion; Europa blockfrei als eine Art Neo-Mikronesien; Europa zwischen Atlantik und Ural als eines oder als Vielheit; das europäische Haus als gigantische Wohnküche.

Alle Optionen offen?

Die neue Unübersichtlichkeit, ein bekanntlich von Rainer Barzel zu Recht geprägter Ausdruck, Kennzeichen nicht der Lage, sondern des Lagebeurteilers, hat um sich gegriffen. Wie ein Gespensterzug wirbeln die Mitteleuropa-Vorstellungen der unterschiedlichsten Protagonisten durcheinander. Selbst die kühlen Beobachter neigen dazu, sich alle

Optionen offen zu halten: "Wo liegt Mitteleuropa? In den Erinnerungen der Kultur noch immer überall; nirgendwo aber vorerst auf den Landkarten der Politik." So der Historiker mit seelischem Weitwinkel, Michael Stürmer. Vorerst nirgendwo? Solange der Ost-West-Konflikt in Europa und anderswo die Weltpolitik entscheidend beeinflußt, wird Mitteleuropa ein Hirnspinnst bleiben, ein ortloses Gebilde mit abgenagtem Charisma.

Das sehen die klügeren unter Mitteleuropas Anhängern auch ein. Sie verkünden indes das baldige Ende des Ost-West-Konflikts. Dies ist der erste (und kolossale) Fehler in den Konstruktionen Mitteleuropas.

Aber es gibt noch einen zweiten, vermutlich noch größeren. Daß es den Ost-West-Konflikt, wie nachhaltig er sich auch über die Zeit wandeln mag, so lange geben wird, bis die eine oder die andere 'Seite' (sprich: Gesellschaftsvorstellung, Ordnungsmodell, Menschenbild, Bündnissystem etc.) gewonnen haben wird, ist ja nicht gesagt. Es können durchaus andere Konflikte auftauchen, welche die internationalen Beziehungen völlig neu strukturieren. *Da* wäre es gar nicht so dumm, einmal phantasiervoll nachzudenken, antizipatorisch Optionen zu entwerfen. Nur dürfte das wohl unvorstellbar sein, daß die politisch-wirtschaftliche Welt *nach* dem Ost-West-Konflikt nichts anderes wäre als eine Neuauflage der Welt *vor* dem Ost-West-Konflikt. Daß man aber genau so denkt, retrograd, das macht grimmig und melancholisch zugleich. Politisierung ist schon zwiespältig genug; aber auch noch Politisierung plus Regression des politischen Denkens — muß man sich da nicht fühlen wie W.C. Fields, umgeben von Hunden und kleinen Kindern?

Georgio Manganelli: Die Auswahl der Tischgenossen — eine schwierige Kunst; denn jede Mahlzeit ist ja kannibalisch: außer den Speisen auf dem runden Teller verzehren, probieren, lecken und schmecken wir auch unsere Tischgenossen, wenn wir sie nicht sogar gierig auffressen. Ein falscher Tischgenosse, der sich nicht probieren läßt oder sich, einmal probiert, als zäh, fad und tiefgekühlt herausstellt, kann ein erlesenes und fein ausgedachtes Abendessen verderben ... auf jeden Fall auszuschließen sind: Amateurfotografen, die gerade von einer Reise zurückkommen, Neubekehrte jedweder Religion, eine Woche alte politische Militante, Theosophen und gedungene Mörder.

Ein rumänisches Sprichwort sagt: "Das Land brennt und die Alte kämmt sich." Die Hiobsbotschaften aus der letzten Domäne des Absolutismus in Europa haben es aktualisiert. Brot, Fleisch und Speiseöl, Wasser und Strom sind rationiert. Das Fernsehen sendet etwa zwei Stunden am Tag. Um zehn Uhr müssen die Bewohner Rumäniens im Bett liegen. Das Land brennt und Ceausescu kämmt sich. Dieser Umstand stört außer in Rumänien kaum irgendwo. Doch hat er unter der Hand dazu geführt, daß in der Literatur der Bundesrepublik eine an Zahl erhebliche Gruppe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern sich versammelt hat. Ihre Namen sind zum Teil inzwischen recht bekannt. Sie schreiben an der hiesigen Literatur erfolgreich mit. Zu ihnen gehören Herta Müller, Richard Wagner, Ernest Wichner, seit längerem schon Oskar Pastior. Zu ihnen gehörte auch Rolf Bossert, der, wie lange vor ihm sein Landsmann Paul Celan, das Exil mit Selbstmord quittierte. Sie alle sind oder waren sogenannte Rumäniendeutsche aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen 'rumäniendeutschen' Regionen. Manche mögen sie unter der Rubrik Spätaussiedler ablegen, bestenfalls im 'Haus des deutschen Ostens' einquartieren, als eine Gruppierung, die es ihren okkupantischen Vorfahren zu danken habe, daß die Volksrepublik Rumänien sich ihrer entledigt. Das ist aber nicht allein bequem, sondern zuerst dumm.

In ihren Anfängen widmete die rumänische Regierung den Siebenbürger und Banater Deutschen viel Aufmerksamkeit. Die Sprache wurde zugelassen und gefördert. Doch nun, der Vorgang ist zur Zeit einzigartig, verkauft Ceausescu diese, eine seiner nationalen Minderheiten, soweit sie nicht auf anderen Wegen entkommen kann, gegen Valuta in die Bundesrepublik. Zweihunderttausend Exemplare sollen sich noch in Rumänien befinden, von denen hunderttausend sich bereits zum Verkauf angeboten haben. Zur Zeit verhandelt die rumänische Regierung über eine Preiserhöhung.

Die Schriftsteller dieser nationalen Minderheit — zweisprachig, Deutsch und Rumänisch — sind in der Mehrzahl hier bereits angekommen und können ein Lied von der Geschichte singen. Die »Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik - die horen« (147/87) hat ihnen im vergangenen Jahr eigens ein Heft gewidmet: "Das Wohnen ist kein Ort". Im Editorial schreibt Ernest Wichner: "Rumäniendeutschland gibt es nicht mehr, doch so lange es existierte, war es jene nebulös-imaginäre Kopf-Landschaft, die den Ort einer spezifischen Literatur markierte. Als Wort-ungeheuer hatte es zur Aufgabe, rumänische Staatsbürgerschaft ironisch mit dem Bewußtsein zu koppeln, daß man deutsche Literatur produziere; deutsche Literatur und eine deutsche Literatur, die rumäniendeutsche."

Die Repräsentation, die in den »horen« geboten wird, ist stattlich. Es ist der Redaktion aber ein Fehler unterlaufen. Es fehlt in der langen Liste der Autoren einer ihrer Mentoren aus vergangener rumänischer Zeit, Nikolaus Berwanger. Von seinen vielen Büchern sind inzwischen einige auch in der Bundesrepublik, bei Olms in Hildesheim, erschienen. Und seit 1984 lebt Berwanger in Baden-Württemberg. In Rumänien war er ein bekannter Autor und Journalist. 1935 im rumänischen Banat geboren, Studium der deutschen und rumänischen Sprache und Literatur an der Universität Temeswar, 1969 bis 1984 Chefredakteur der deutschsprachigen KP-Tageszeitung »Neue Banater Zeitung« (NBZ). Sie alle, die in den »horen« jetzt ihre Gedichte und Prosa vorlegen, kannten ihn gut, in der Bundesrepublik aber haben sie ihn vergessen. Volker Kaukoreit führte mit Berwanger ein Gespräch, in dem dieser Irrtum ein wenig korrigiert wird. Teile dieses Gesprächs sind bereits in der Amsterdamer Zeitschrift »Deutsche Bücher« (4/87) erschienen.

Volker Kaukoreit

Zwischen den Stühlen

Ein Gespräch mit Nikolaus Berwanger über sich und deutschsprachige Literatur im rumänischen Banat

Warum hat man Sie in dem von Ihren ehemaligen Kollegen in der BRD gestalteten Heft rumäniendeutscher Autoren der »horen« unterschlagen?

Die Banater Landsmannschaft in der BRD hat eine Anthologie herausgebracht, in der ich auch fehle. Das Motiv: ich bin Sozialist geblieben und habe das auch öffentlich erklärt. Für mich war die BRD nie ein Mekka, und ein Dissident meiner eigenen Vergangenheit möchte ich nicht sein. Und ich möchte auch nicht dabei sein, wo solche redaktionellen Entscheidungen getroffen werden. Die »horen«-Ausgabe hat nicht nur mich 'vergessen'. Es fehlen weitere Autoren, die hier einen Platz hätten. Die Leitung der Zeitschrift hat sich auf das verlassen, was die Gastredakteure präsentiert haben.

Sie waren in Rumänien Journalist, Schriftsteller, Initiator eines deutschsprachigen Literaturkreises und Förderer junger Autoren. Seit 1984 leben Sie in der BRD, im Raum Stuttgart, wo Sie sich intensiv bemühen, der hierorts in ihrer Vielfalt nur wenig bekannten Literatur Ihrer Heimat, dem Banat, Gehör zu verschaffen. Zunächst möchte ich Sie über den geschichtlichen und sozialkulturellen Hintergrund der deutschsprachigen Bevölkerung in Rumänien befragen. Man unterscheidet hier zwischen Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Berglanddeutschen, Bukowinadeutschen und Bessarabiendeutschen.

Ich schlage vor, daß wir im Verlauf unseres Gesprächs den Begriff 'Südostdeutsche' verwenden. Das schützt mich auch davor, auf einen anderen geläufigen Begriff, den der 'Donauschwaben', einzugehen. Ich halte diesen Begriff für falsch, und er ist ja auch nicht in unserem Raum entstanden, sondern in Österreich, in Graz. Die genannten Gruppen, die in Rumänien leben bzw. lebten, sind historisch gesehen sehr einfach einzuordnen. Die 'Siebenbürger Sachsen' sind bereits seit dem 12. Jahrhundert in ihrem Siedlungsgebiet, in Transsylvanien ansässig. Sie sind geschichtlich in Südosteuropa sehr verankert und haben immer eine Brücke zu Mitteleuropa geschlagen. Sie haben eine traditionsreiche Literatur, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Die sogenannten Berglanddeutschen sind die Gruppe, die nach der Vertreibung der Türken zu Beginn des 18. Jahrhunderts in das österreichische Aufbauprogramm einbezogen worden waren und vor allem um und in Reschitz die neue österreichische Schwerindustrie aufgebaut haben. Meist waren es deutschsprachige Facharbeiter, die aus der Steiermark und Böhmen in das Südbanater Bergland gekommen waren. Über die 'Bessarabiendeutschen' ist nur wenig zu sagen. Sie wurden 1940 durch ein Abkommen zwischen der faschistischen Antonescu-Regierung und Hitler in den sogenannten 'Wartegau', heute ein Gebiet der polnischen Volksrepublik, umgesiedelt. An Kultur oder gar Literatur haben sie praktisch nichts hinterlassen. Traditionsreich war hingegen der Landstrich, der nur zeitweise zu Rumänien gehörte, die Bukowina, mit der bekannten Kulturstadt Czernowitz. In dieser Stadt und ihrem Umfeld hat es eine bedeutende deutschsprachige Literatur gegeben, die vor allem von hervorragenden jüdischen Autoren gepflegt wurde. Ich erinnere an Paul Celan, Rose Ausländer, Immanuel Weißglas, Moses Rosenkranz, Alfred Margul-Sperber und Alfred Kittner.

Diese Gruppen, die im Herzen und am Rande des heutigen Rumäniens siedelten, hatten bis zum Zweiten Weltkrieg untereinander kaum Beziehungen. Zur Zeit ist die Zahl der Rumäniendeutschen auf knappe 200 000 gesunken, von denen mehr als die Hälfte die endgültige Ausreise in die BRD beantragt hat. Das Kapitel 'Deutsche in Südosteuropa' dürfte al-

so zu Ende dieses Jahrhunderts endgültig der Geschichte angehören. Eigentlich sehr schade.

Sie haben jetzt schlicht Ihr Heimatgebiet verlassen. Wie steht es um das Banat?

Das Banat, die Südwestecke Rumäniens, war einmal ein Ganzes. Die Banater Schwaben, die allerdings keine Schwaben sind, kamen aus mehreren deutschen Ländern im 18. Jahrhundert und wanderten in eine neue, fast zweihundert Jahre von den Türken beherrschte Provinz der Österreicher. Mit dem endgültigen Zerfall der Habsburger Monarchie 1919 sind die Banater Schwaben bzw. Patschka-Deutschen dann getrennt worden. Über Nacht wurde eine willkürliche Grenze gezogen. Plötzlich gab es Rumänienschwaben und Jugoslawischschwaben. Doch schon nach dem sogenannten Ausgleich 1867 zwischen Österreich und Ungarn waren unsere Ahnen einer staatlich organisierten Madjarisierung ausgesetzt, wobei die katholische Kirche eine recht unrühmliche Rolle gespielt hat. 1918 bzw. 1919, als das Gebiet unter den Nachfolgestaaten der Monarchie aufgeteilt wurde, hatte die deutsche Bevölkerung mit Ausnahme der Sachsen praktisch kein eigenes Schulwesen mehr. Sie sprachen ihre Mundart oder ungarisch. Von einer deutschen Literatur konnte also kaum die Rede sein.

Es gab natürlich literarische Versuche. Ich erinnere an Johann Nepomuk Preyer (1805-1888), Bürgermeister von Temeswar im Revolutionsjahr 1848, dessen dramatisches Poem »Die Sühnung« 1831 im 'Deutschen Theater' in Temeswar uraufgeführt wurde. Preyer war auch der erste Monograph seiner Heimatstadt und hatte als Dichter einen guten Namen. Auch Johann Friedel (1751-1789) verdient es, hervorgehoben zu werden, eine vielbeachtete Erscheinung der Wiener Aufklärung, gebürtiger Temeswarer.

Der wirkliche Schritt der Banatschwaben in die deutsche Literatur kam über Österreich, vor allem über Adam Müller-Guttenbrunn (1852-1923), der nach der Jahrhundertwende in Wien seine ersten 'Heimatro-mane' schrieb und in Leipzig erscheinen ließ. Er war ein sehr umstrittener Autor und ist es auch heute noch. Er wurde und wird ebenso überwie unterschätzt. Adam Müller-Guttenbrunn, nach dem wir unseren Temeswarer Literaturkreis benannten, hatte in Wien als Direktor des Raimund-Theaters Karriere gemacht. Er verfaßte die berühmte Streitschrift "Wien war eine Theaterstadt". Er gehörte zu den großen Persönlichkeiten der damaligen österreichischen Metropole. In der nationalsozialistischen Zeit wurde sein Name mißbraucht, wozu er zugegebenermaßen durch pangermanische Tendenzen in seinen Werken auch geeignet war.

Außer ihm sei noch an Eugen Probst und an den Arbeiterdichter Nikolaus Schmidt (1874-1930) erinnert. Der bekannte Dichter des österreichischen Vormärz, Nikolaus Lenau (1802-1850), den manche als "einen von uns" bezeichnet haben, ist bloß in der Banater Heide geboren worden. Zusammen mit seiner Mutter verließ er seinen Geburtsort im Alter von nur einem Jahr. Lenau war ein österreichischer Dichter, oder, wenn Sie wollen, ein Weltdichter. Er sollte keineswegs als 'Donauschwabe' bezeichnet werden, wie ich das schon mal gelesen habe.

Wenn keine literarische Tradition im Banat vorlag, wie hat sich dennoch, z. B. in Temeswar, ein literarisches Milieu entwickeln können?

Temeswar, die inoffizielle Hauptstadt des Banat, hat sich nach 1919 langsam wieder zu einem neuen Zentrum deutscher Kultur entwickelt, wozu das neue deutsche Schulwesen, das die Rumänen der deutschsprachigen Bevölkerung gewährten, entschieden beitrug. Im Unterschied zu den Siebenbürger Sachsen waren die Banater Schwaben und vor allem die deutschen Industriearbeiter um die Jahrhundertwende mehr an der sozialistischen Bewegung beteiligt. Die Sozialisten haben sich eingehend um die Arbeiterbildung bemüht und dadurch auch in literarischer Hinsicht Aufbauarbeit geleistet. Es hatten sich aber kaum die ersten seriösen literarischen Anfänge herausgebildet, da kam die 'neue Welt' aus Deutschland, d. h. die spätere Tragödie bahnte sich an. 1932 gründete der Trivialschriftsteller Karl von Möller im Banater Hatzfeld die erste nationalsozialistische Organisation. Seine Blut- und Boden-Dichtung und Nazivergangenheit hat den bundesdeutschen Vertriebenen-Verband natürlich nicht daran gehindert, 1986 den 100. Geburtstag Möllers zu feiern.

Die Literatur, die bis 1944 gefördert und veröffentlicht wurde, ist meiner Ansicht nach so unbedeutend, daß man nicht weiter darauf eingehen sollte. Wenn heute in Landsmannschaftskreisen immer noch behauptet wird, daß die deutsche Kultur im Banat 1944 mit dem Ausscheiden Rumäniens aus dem Hitler-Antonescu-Pakt beendet war, dann ist das eine gezielte Irreführung. Was stimmt: 1944 war ein Ende, und zwar das der Nationalsozialisten im Banat. Ihr Verschwinden war aber keineswegs das Ende der deutschen Kultur in Rumänien, im Banat.

Wir dürfen nicht die erwähnte sozialdemokratische Bewegung vergessen. Sie hat sich auch in den rumänischen Nazi-Jahren literarisch-kulturell sehr entschieden engagiert, auch im Sinne des Internationalismus. Es ist nicht so, daß alle Deutschen im Südosten Europas Brüder waren. Es gab soziale Unterschiede, soziale Kämpfe. Auch bei Müller-Guttenbrunn hat der sozialistische Ton nicht gefehlt. Die neue deutsche

Literatur im Banat hat also nicht mit den jungen und jüngsten Autoren begonnen. Wir haben auf Vorhandenem aufgebaut. Da sei gleich ein Name erwähnt, der in der deutschen, vor allem aber in der österreichisch-ungarischen Literatur bekannt ist, Robert Reiter bzw. seit 1929 Franz Liebhard als Pseudonym. Der auch heute umstrittene Franz Liebhard war schließlich einer der Mitbegründer der avantgardistischen Literatur in Budapest 1918/1919. Er hat wesentliche Beiträge zu einer neuen Kulturauffassung geliefert, und die Budapester Akademie der Wissenschaften hat ihn nicht zufällig in den siebziger Jahren groß gefeiert. Liebhard hat entschieden dazu beigetragen, daß sich das literarische Umfeld im Banat endlich in einer Richtung bewegte, in der es den Anschluß an Mitteleuropa finden konnte. 1949 bereits wurde in Temeswar ein Literaturkreis gegründet und es erschien die erste Ausgabe des »Banater Schrifttums«, der heutigen Zeitschrift »Neue Literatur« (NL) in Bukarest. Hier hat sich etwas getan. Vor allem als Franz Liebhard von der "Aufbauarbeit" aus der UdSSR zurückkam, wohin er, wie alle Rumäniendeutschen in einem bestimmten Alter deportiert worden war. 1956 wurde aus politischen Kontrollgründen die von Andreas A. Lillin redigierte Zeitschrift ins Zentrum nach Bukarest genommen.

Die Verlagerung könnte aber auch an den Zwistigkeiten zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Banater Schwaben gelegen haben, deren Verhältnis etwa so war wie die in Deutschland gern zitierte Diskrepanz zwischen Preußen und Bayern. Die Siebenbürger Sachsen konnten es nicht erdulden, daß die rumäniendeutsche Literaturzeitschrift in Temeswar und nicht in Hermannstadt erschien. So kam die Publikation, um alle zufriedenzustellen, nach Bukarest, vom Siedlungsgebiet, in dem die Leser und die meisten Autoren lebten, losgelöst. Andererseits hat sich dieser Wechsel nie als wirklich schlecht erwiesen. Vielleicht darf man sogar sagen, daß die »NL« dadurch den deutschsprachigen Schriftstellern in Rumänien den Anschluß an die neue deutsche Literatur ermöglicht hat. Ich muß hier wieder Franz Liebhard nennen, obwohl man ihm vorgeworfen hat, daß er in der Stalinzeit 'regimetreue' Literatur geschrieben habe. Das soll man nicht verschweigen. Tatsache ist aber, daß wir alle, einschließlich der Autoren, die jetzt in der BRD veröffentlichen und bekannt werden, es irgendwie diesem Mann zu verdanken haben, daß er sich für eine gute Literatur eingesetzt und damit auch Platz für die späteren Literaten geschaffen hat. Und noch etwas: Liebhard hat als erster den banatdeutschen Faschismus und seine Hintermänner entlarvt in Epen, die ihren Wert bis heute nicht verloren haben.

1953 wurde die deutsche Staatsbühne gegründet, die erste offizielle deutsche Staatsbühne in Rumänien. So entwickelte sich auch eine neue banatdeutsche Dramaturgie. Danach entstand erst eine wirkliche Bühnen-

literatur. Sie sehen also: Deutsche Schulen, die wir seit 1946 hatten, Bühne, Zeitungen, das waren wichtige Elemente als Voraussetzung für eine neue deutsche Literatur in Rumänien. Selbstverständlich waren die Anfänge dieser Literatur vom Stalinismus geprägt. Wir waren doch keine Ausnahme in den 'Volksdemokratien'. Wir waren aber auch kein Anhängsel der Literatur der BRD oder der DDR oder Österreichs. Wir schrieben eine Literatur in Rumänien. Ich habe mich immer als rumänischen Autor betrachtet, der in deutscher Sprache schreibt. Mein Umfeld, meine Inspiration sozusagen, war Rumänien mit allem Guten und Schlechten, was sich dort getan hat. Wenn gewisse Kreise behaupten, daß es dort nach 1945 keine deutsche Literatur mehr gab, weil es eine "kommunistisch unterwanderte Literatur" war, dann ist das ein großer Unsinn. Erstens waren wir von 1945 bis 1947 Königreich, und erst am 30. Dezember 1947 wurde eine Republik ausgerufen. Rumänien wurde eine Volksdemokratie, deren erste Gesetze ein deutsches Schulwesen vom Kindergarten bis zum Abitur garantierten. Und das ist bis heute mit gescheiten und weniger gescheiten Änderungen immer noch da.

Aber wie ging es nach der "stalinistischen Ära" weiter?

Dazu muß ich ein wenig in meine eigene Geschichte zurückgreifen. Ich bin 1952 als jüngster Reporter über das »Deutsche Antifaschistische Komitee«, das es damals in Rumänien gab, zur deutschen Tageszeitung »Neuer Weg« in Bukarest gekommen. Dort habe ich sehr viele Autoren kennengelernt und mußte immer wieder feststellen, daß meine unmittelbare Heimat, das rumänische Banat, verhältnismäßig schwach vertreten war. Es bildete mehr eine Nebenabteilung der literarischen Gruppen aus Siebenbürgen und der Bukowina. Die Bukowina war praktisch Bukarest. Selbst Paul Celan hat ja in Bukarest gelebt und anfangs rumänisch geschrieben. Ich habe dort über Alfred Margul-Sperber und Oskar Walter Ciesek und andere Autoren eine besondere Beziehung zur Literatur entwickelt und wichtige Kontakte geknüpft. Als ich 1959 Banater Korrespondent vom »Neuen Weg« in meiner Heimatstadt Temeswar wurde, war ich mit den Gebieten, wo die anderen Deutschen gelebt hatten, gut vertraut. In meiner Heimatstadt stellte ich fest, daß die Banater Schwaben, deren Anzahl verglichen mit anderen deutschsprachigen Gruppen recht groß war, in der Kultur und Literatur wirklich nur eine Nebenrolle spielten. Ich sah die Möglichkeit, hier neue Impulse zu setzen. 1968 habe ich dann mit Hilfe von Franz Liebhard den Literaturkreis »Adam Müller-Guttenbrunn« gegründet. Zu diesem Kreis gehörten außerdem Ludwig Schwarz, Irene Mokka, Hans Mokka, Hans Kehrer, Franz Engelmann, Erika Scharf, Willi Koch, Dr. Johann Wolf, Josef Czirenner, Karl Streit, Dr. Rudolf Hollinger, Herbert Bockel, Peter Kottler und andere mehr.

Als ich ein Jahr später Chefredakteur der »Neuen Banater Zeitung« (NBZ) wurde, begannen wir Schülerseiten zu gestalten. Es gelang uns, eine große Gruppe interessierter Gymnasiasten zum Schreiben heranzuziehen. Als das bekannt wurde, ist der Schriftsteller Paul Schuster, der in Bukarest bei der »Neuen Literatur« als Redakteur tätig war, ins Banat gekommen, zusammen mit Gerhard Csejka, Annemone Lazina und Helga Reiter, die heute in den USA lebt. Zusammen haben wir eine sogenannte literarische Reise unternommen. Wir gingen in sämtliche Gymnasien unseres Bezirks und diskutierten mit den jungen Leuten über ihre Probleme. An diesen Veranstaltungen waren über 900 Gymnasiasten beteiligt. Daraus bildete sich dann die erste Gruppe, die literarisch aktiv wurde. Meine Aktivitäten wurden von zwei weiteren Schriftstellern besonders unterstützt, von Ludwig Schwarz und Franz Storch. Ludwig Schwarz, der ein hartes, vom Zweiten Weltkrieg geprägtes Schicksal hinter sich hatte, war ein guter Autor und hilfsbereiter Kollege. U. a. hat er einen vierbändigen Entwicklungsroman in unserem Dialekt geschrieben, darüber hinaus zahlreiche Prosatexte in Schriftdeutsch. Ich erwähne vor allem den hervorragenden Erzählband »Man bringt nicht viel mit aus Cherbourg«. Franz Storch war zeitweise Vizepräsident des rumänischen Schriftstellerverbandes. Erwähnenswert ist sein auch in der DDR in mehreren Auflagen verlegtes Buch »Im Krawallhaus«. Beide sind inzwischen gestorben.

1970 veröffentlichte ich im »NBZ-Kulturboten« einen Leitartikel, der erste Bilanz dieser Aktivitäten zog. Unter den knapp 200 Schülern, die sich an den Jugendseiten beteiligten, waren 20 bis 30 auffällige Schreiber, darunter wieder sieben oder acht, die versprochen, einmal wirkliche Autoren zu werden. Der erste, den wir förderten, war Richard Wagner, damals Schüler der neunten Klasse im Lyzeum von Großsanktnikolaus, einem kleinen Städtchen an der ungarischen Grenze. Wagner studierte nach dem Abitur an der Universität Temeswar Germanistik und wurde gleichzeitig Mitarbeiter der von der »NBZ« herausgegebenen Studentenbeilage »Universitas«. Er und andere wurden innerhalb der »Universitas« immer aktiver. Ihre Arbeiten erschienen auch immer häufiger in den Spalten der deutschsprachigen Medien Rumäniens. Diese jungen Autoren waren auch organisatorisch mitbeteiligt an der Gründung des Kreises »Adam-Müller-Guttenbrunn« (AMG).

Wie angedeutet, als ich im August 1969 Chefredakteur der »NBZ« wurde, gab es keine Probleme, die jungen Autoren zu veröffentlichen. In der »NBZ« debütierten von ihnen: Johann Lippelt, ein sehr guter Prosaautor, der vor kurzem in die BRD übersiedelte, wie auch William Totok, Herta Müller, sie debütierte in der »NBZ« als Lyrikerin, Gerhard Ortinau, auch er emigrierte in die BRD. Paul Schuster, von dem ich sprach

und der unsere Arbeit mit den jungen Autoren sehr gefördert hat, lebt jetzt in Westberlin. Sein zweibändiger Roman »Fünf Liter Zuika«, der auch im österreichischen Styria-Verlag erschien, ist praktisch der erste große gelungene Versuch, sich mit der jüngsten Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen auseinanderzusetzen, ein Musterbeispiel für Courage und Engagement.

Schuster war der erste, der in Rumänien von seinen Landsleuten als Nestbeschmutzer beschimpft wurde. Auch seine hervorragende Erzählung »Der Teufel und das Klosterfräulein«, über die Zeit gleich nach der Befreiung Rumäniens vom Hitlerfaschismus, in der er seinen Landsleuten einen Spiegel vorhält, hat manchen mehr als nur gestört. Des weiteren veröffentlichte in den Spalten der »NBZ« Rolf Bossert, der hier in Deutschland so tragisch endete. Sein Suizid, der sofort zur Spekulation geführt hat, der rumänische Sicherheitsdienst habe dahinter gesteckt, war in Wirklichkeit allein seine Entscheidung, wie seine Frau mir am Telefon gesagt hat. Er kam aus Reschitz und war mit Abstand der Beste dort. Und dann noch Werner Söllner, der heute in Frankfurt lebt. Später kam Horst Samson. Er kam über die Hermannstädter Pädagogische Lehranstalt. Er war Banater, obwohl in der Baragan-Steppe geboren, wohin man seine Eltern verschleppt hatte. Er gehörte zusammen mit Franz Schleich, Anton Palfi, Eduard Schneider und Luzian Geier zu den besten Mitarbeitern in der Redaktion. Es wären noch viele Namen zu nennen.

Auch Pastior, der aus Siebenbürgen kommt, habe ich kennengelernt, als er Reporter bei der deutschen Redaktion des Bukarester Rundfunks war. Ich 'verkaufte' ihm oft Themen für seine Reportagen. Wir waren gute Kollegen. Bereits 1964 erschien, soweit ich mich erinnere, sein erster Lyrikband. Ich habe ihn seit seinem 'Hierbleiben' nicht mehr gesprochen, wir haben uns nicht gesucht. Was ich an seiner heutigen literarischen Tätigkeit besonders schätze, sind die ausgezeichneten Übertragungen der Texte von Marin Sorescu, ein hervorragender rumänischer Schriftsteller.

Die Entwicklung der Literatur ging nicht ohne äußere Widerstände vor sich. Die rumänischen Behörden machten Schwierigkeiten.

Meine Meinung ist, daß ein Autor, der etwas zu sagen hat, in jedem Regime Schwierigkeiten hat. In Rumänien gab es zwischen 1968 und 1973 eine beachtliche Toleranz. Wir dürfen nicht vergessen, daß Ceaucescu 1968 die Niederschlagung des Prager Frühlings öffentlich verurteilt hat und damals recht populär war, auch bei den Banatdeutschen. Ein junger Autor hatte damals bei uns prinzipiell die Möglichkeit zu veröffentli-

chen. Es standen ihm zur Verfügung die »NBZ«, der Temeswarer Rundfunk, das Bukarester Fernsehen, das Lesungen junger Autoren aufgezeichnet hat, die Zeitschrift »Volk und Kultur« — heute eingestellt —, die »Neue Literatur«, und später gab es eine deutschsprachige Seite in der Studentenzeitschrift »Studentenforum« (zuletzt von Frauendorfer und Sigrun Jäger redigiert, heute auch untersagt). Außerdem veröffentlichten wir zwei Jahrbücher des Literaturkreises. Das war etwas, wenn im ganzen auch nicht genug.

Nun haben aber doch wohl besonders die jungen Autoren ein sehr gespanntes Verhältnis zum offiziellen KP-Staat gehabt.

Mit ihrer Kritik waren die jungen Autoren nicht die einzigen und auch nicht die ersten. Auch die älteren begannen kritisch zu schreiben. Ich habe es anfangs über Dialektliteratur getan und in Schriftdeutsch fortgesetzt. Ludwig Schwarz scheiterte mit dem 3. und 4. Band seines Romans an der Zensur, Hans Kehrler verurteilte in seinem Theaterstück »Zwei Schwestern« die Verschleppung in die Baragan-Steppe.

Was war die Baragan-Steppe, Sie erwähnen sie bereits zum zweiten Mal?

1951 hat man im Grenzgebiet zu Jugoslawien Familien, die den lokalen Partei- und Staatsorganen nicht vertrauenswürdig erschienen, in die gefürchtete Baragan-Steppe bei Urziceni in der damaligen Region Bukarest deportiert. Nicht nur Deutsche, obwohl sie die Mehrheit bildeten, ebenso Rumänen, vor allem aus Bessarabien und der Bukowina, und Banater Serben. Die Verschleppung galt als Sondermaßnahme in der damaligen Auseinandersetzung mit Tito, über den Stalin den Bannfluch gesprochen hatte.

Zurück zur Literatur. Von den jungen Autoren ist bekannt, daß sie in den siebziger Jahren eine Art Aktionsprogramm vorlegten.

Richard Wagner erklärte in der »NBZ« vom 2. April 1972: "Wir sind die erste Generation Schreibender, die in die sozialistischen Verhältnisse hineingeboren wurde. Das bewirkt eine Neueinstellung zur Wirklichkeit. Wir haben die Möglichkeit, die heutige Realität vorurteilsloser und komplexer als Ältere zu sehen." Das war die Idee der Aktionsgruppe, die bis 1975 bestand; ein revolutionäres Programm. Der Gruppe gehörten Wagner, Totok, Lippet und Bossert an.

Kamen Sie nicht manchmal in Konflikte: Einerseits Mitglied der KP, andererseits Förderer der Jungen?

Ich mußte Konzessionen machen. Aber meine Popularität, meine Vergangenheit und die politische Vergangenheit meiner Familie haben mir geholfen. Ich war der einzige meiner Generation, der 1950 Mitglied des »Deutschen Antifaschistischen Komitees« wurde. Seit 1949 war ich Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes, in dem es nur sehr wenige Deutsche gab. Mein Vater, obwohl Antifaschist, war noch in der Sowjetunion eingesperrt. Trotz dieser Verschleppung bin ich aus eigener Überzeugung meinen Weg gegangen. Meine politische Biographie half mir, den jungen Autoren Rückendeckung zu geben. Ich möchte aber auch sagen, daß ich nie vorhatte, eine Literatur zu unterstützen, die den Sozialismus bekämpfen und abschaffen wollte. Ich wollte aufbauende Kritik, ich wollte den Sozialismus neu gestalten. Ich sah, daß der Sozialismus in eine Sackgasse geriet, und dachte, mit Hilfe der Bildung, der Kultur, der Literatur könne man wesentliche Änderungen durchsetzen. Es war so, daß wir als Autoren oft schreiben konnten, was wir als Politiker nie hätten vertreten dürfen. Zeitweise konnte eine sehr kritische Literatur erscheinen, auch von mir, obwohl beispielsweise nahezu 100 Texte aus meinen Büchern »Schönste Gedichte« und »Zeuge in Sachen Sozialismus« von der Verlagsleitung aus politischen Erwägungen herauszensiert wurden.

Ich will dennoch nicht sagen, daß wir ein trauriger und einverständiger Kreis von Schreibenden waren. Im Literaturkreis »Adam Müller-Guttenbrunn« wurde hart diskutiert, oft unobjektiv und intolerant. Doch nie wurde ein junger Autor zur Partei gerufen, um Rechenschaft abzulegen. Ich aber wurde gerufen, nicht einmal, zehnmal, und man sagte mir, die jungen Autoren seien Feinde des Regimes. Ich habe dem widersprochen. Es war sehr schwer, das alles durchzusetzen. Wir hatten ja alle nicht allzuviel Ahnung von Demokratie. Ich selbst war das Ergebnis einer neuen Entwicklung in einem totalitären Staat, wo es zeitweise mehr Freiheiten gegeben hat. Ich war zur Disziplin und Untertänigkeit der Partei gegenüber erzogen worden. Ich habe mich davon abgenabelt, nicht als einziger. Wir haben darum im Literaturkreis nicht die üblichen sogenannten Schlußfolgerungen nach einer Lesung gezogen. Aber wir lebten in einem totalitären Staat und der Sicherheitsdienst hat uns alle beschattet. Die Sitzung war noch nicht aus, da hat die 'Securitate' schon gewußt, was wir geredet hatten.

1982 war es dem Sicherheitsdienst dann gelungen, uns alle durcheinander zu bringen, so daß jeder jeden verdächtigte. Ich habe gefordert, damit aufzuhören, denn dieses Orwell-Syndrom ist doch, was sie wollen. Ich habe mich auch verzweifelt eingesetzt, als man eine Gruppe junger Autoren verhaftet hatte, Wagner, Totok, Ortinu und Csejka. Es geschah unter dem Vorwand, man habe sie erwischt, wie sie illegal die

Grenze überschreiten wollten. Dabei fuhren sie nur zu Totok nach Hause, der in einem Grenzdorf wohnte. Es gelang auch, mit Ausnahme von Willi Totok, alle wieder am nächsten Tag frei zu bekommen. Totok ist erst nach sechs Monaten aus der Haft entlassen worden, man hatte behauptet, bei ihm Devisen gefunden zu haben.

Sie durften aber bald wieder veröffentlichen und haben sogar Literaturpreise bekommen. Auch andere durften publizieren, so Rolf Bossert, der auch den größten Literaturpreis in Rumänien, den Preis des Schriftstellerverbandes, bekam. Auffallend ist, daß die in der BRD lebenden Banater Autoren Richard Wagner, Werner Söllner und Herta Müller ihre in Rumänien erhaltenen Literaturpreise und vor allem die des ZKs des Kommunistischen Jugendverbandes verschweigen. Es dürfte doch keine Schande sein, wenn diese begabten Autoren das in ihrer Biographie anführten. Ebenso erstaunt bin ich zu hören, daß Herta Müller in Rumänien eine Dissidentin gewesen sein soll. Sie hat dort noch 1985 veröffentlicht. Die »Niederungen« im Rotbuch-Verlag sind eine Lizenzausgabe, die mit dem Kriterion-Verlag in Bukarest ausgehandelt worden war. Sie hat dafür den Debütpreis des rumänischen Schriftstellerverbandes erhalten. Mitglieder der sogenannten deutschen Jury waren Franz Johannes Bulhardt, Hedi Hauser, Arnold Hauser, Richard Wagner und ich. Außerdem erschien in der DDR bei »Volk und Welt« die Anthologie »Der Herbst stöbert in den Blättern« (1984). Zu den Autoren zählten Bossert, Samson, Wagner, Hodjak, Wittstock, Seiler, Lippert, Totok und ich. Bis zum 31. August 1984, als ich aus Temeswar abfuhr, hatte Herta Müller kein Schreibverbot. Sie erhielt in Rumänien insgesamt drei Preise. Sie wurde von uns allen sehr geschätzt und es wundert mich nicht, daß ihre Literatur auch in der BRD geschätzt wird. Was sie zu sagen hat, überschreitet tatsächlich Grenzen.

Ich bin überzeugt, daß auch Johann Lippert, Willi Totok, Horst Samson und Richard Wagner bei den Lesern der Bundesrepublik Anerkennung finden werden. Sie werden nicht nur aus politischen Gründen Interesse wecken. Ich bin entschieden dagegen, daß man uns als politische Kuriositäten herumreicht. Es ist meiner Ansicht nach nicht angebracht, von einer Gruppe rumänischer Autoren in der BRD zu reden. Wir sind hier und leben hier unter neuen Bedingungen. Wir haben unsere Vergangenheit, aber wir werden hier sicher nicht nur vom Gestern reden. Vor allem die jungen Autoren können das gar nicht, sie haben ja ein Leben vor sich.

HistoMat

Mitternachtszeitung für gebildete Leser

Die KPD lebt!, schrieben Widerstandskämpfer nach 1933 an Wände. Die erste Ausgabe 1988 von »Die Neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte« wird durch ein Foto verziert, das vor dem Hintergrund einer nostalgisch anmutenden Fabrikanlage eine alte Backsteinwand zeigt. Dort angemalt steht: "Die SPD lebt!" — So erfährt man vom Gegenteil. Eintracht soll uns nie entzweien.

*

Weltgeschichtliche Totenbeschwörung (die 327.): Der sowjetische Historiker und Verfechter des Gorbatschow-Kurses Juri Afanasjew zu »Marxism Today«: "1920/21 mußte (Herv. d. Red.) Lenin eine Reihe von Positionen, die er 1918 oder auch früher vertreten hatte, von Grund auf überprüfen — die Beziehung Ware-Geld, das Verhältnis zwischen der Arbeiterklasse und den Bauern, Dauer und Kontinuität der Etappen der sozialistischen Entwicklung — das alles wurde einer Neubewertung unterzogen, und ein radikal neues Modell des sozialistischen Projekts wurde entworfen. Die NEP berücksichtigte die neuen Beziehungen in den Klassenverhältnissen in Rußland und die Tatsache, daß die Bauern mit der Entwicklung, die unter dem Kriegskommunismus eingetreten war, nicht einverstanden waren."

Die »Arbeiterstimme« Dez./87: "Gorbatschow hat seinen neuen Kurs — dem wir im allgemeinen zustimmen — mit der Forderung verbunden: 'Zurück zu Lenin'. Leider verfahren die sowjetischen Führer dabei nicht immer *im Sinne Lenins*, sondern benutzen aus dem Zusammenhang gerissene Lenin-Zitate zur theoretischen Abstützung von Teilen ihrer neuen Politik im Zeichen der Umgestaltung. Das läuft darauf hinaus, erneut die marxistische Theorie zu verunstalten und die Ideologie als Magd der tatsächlichen oder vermeintlichen politischen Notwendigkeiten zu mißbrauchen. Man könnte dies an mehreren Punkten der neuen Politik darstellen, z.B. kommt auch die Neubewertung der Februar-Revolution von 1917 nicht von ungefähr. Am deutlichsten wird das aber im Lobgesang auf die NEP (Neue Ökonomische Politik) der 20er Jahre, die nicht mehr als ein von den katastrophalen Verhältnissen erzwungener Rückzug eingeschätzt wird, sondern — belegt mit einem Leninzitat — als die von Lenin gewünschte langfristige Generallinie der Partei. Aus dem notgedrungenen vorübergehenden Umweg wird ein Ideal gebastelt. Der Zweck ist, heutige Reformmaßnahmen, die mit einer Rücknahme sozialistischer Strukturen verbunden sind, ideologisch abzustützen."

Marx am Anfang des 18. Brumaire: "Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. So maskierte sich Luther als Apostel Paulus, die Revolution von 1789-1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Überlieferung von 1793-1795 zu parodieren. So übersetzt der Anfänger, der eine neue Sprache erlernt hat, sie immer zurück in die Muttersprache, aber den Geist der neuen Sprache hat er sich nur angeeignet, und frei in ihr zu produzieren vermag er nur, sobald er sich ohne Rückerinnerung in ihr bewegt und die ihm angestammte Sprache in ihr vergißt."

ppps.: Die gleiche »Arbeiterstimme« dokumentiert Herbert Mies, der von Lenin "als wichtigste Botschaft der Oktoberrevolution" zitiert: "Beendigung der Kriege. Friede unter den Völkern — Aufhören von Raub und Gewalt — das ist fürwahr unser Ideal". Danach wird die weniger pazifistische Fundstelle bei Lenin wiedergegeben: "Nein, wir müssen die Friedensstimmung ausnutzen, um die Massen darüber aufzuklären, daß die guten Dinge, die sie vom Frieden erwarten, ohne eine Reihe von Revolutionen unmöglich sind. Beendigung der Kriege, Friede unter den Völkern, Aufhören von Raub und Gewalt — das ist fürwahr unser Ideal, jedoch können bürgerliche Sophisten die Massen damit betören, indem sie dieses Ideal von der sofortigen, unmittelbaren Propaganda revolutionärer Aktionen trennen." (Bd. 21, S. 292)

*

Selbstverständlich muß man nicht tapezieren, weil es der Nachbar gerade tut. Aber 120 (bekanntgewordene) Verhaftungen wg. Teilnahme an einer Liebknecht/Luxemburg-Demonstration mit Rosa's berühmtem Satz — das sind schon fette Flecken auf der Tapete. Ein Vorschlag aus dem klassischen Zitatenschatz fürs nächste Mal: Die mindestens so volkspolizeiwidrige Behauptung aus dem »Kommunistischen Manifest«, die Freiheit des Einzelnen sei die Bedingung der Freiheit aller. Marx hatte also eine unzweideutige Vorstellung, welche Freiheit der Maßstab der Freiheiten ist. Jedenfalls dachte er keineswegs an eine 'kollektive' Freiheit, wie das bei Arbeitskräftemangel so billige "Recht auf Arbeit", mit dessen Hilfe und höhnischem Spott auf *formelle bürgerliche Freiheiten* Hager & Co. die (angeblich nur) westliche Kritik am diktatorischen Zentralismus zu widerlegen versuchen. Bismarck wird nicht nur zum entfernten, aber erwünschten Ahnen ernannt, sondern seine Politik der Sozialgesetzgebung und Sozialistenverbote macht unter den Linden wieder Furore.

In der Sowjetunion gibt es ein »Amt für gesellschaftliche Entwicklung«, dessen stellvertretender Leiter am 21.1. mitgeteilt hat, etwa die Hälfte der Bürokraten in den Ministerien der 15 Sowjetrepubliken würden nächstens (wie das früher ausgedrückt wurde) 'zurück in die Produktion' versetzt.

*

"Restirierende(r) Anhänger" (Marx, WEW 35/200): Wenn diese sich durch den vom Staatssicherheitsdienst als Begleitmusik des Schriftstellerkongresses inszenierten Zionskirchen-Krach zur Imitation eines evangelischen Pressesprechers in der DDR genötigt sehen, dann klingt das in der Düsseldorfer »Volkszeitung« vom 4.12.87 so: "Besonnene auf allen Seiten mußten in diesen Tagen befürchten, daß ein *Normalisierungsprozeß* gestört werden konnte, der sich gerade in der letzten Zeit sichtbar entwickelt hatte." Darin bestand ja das Problem. — Und: "Nicht aus tagespolitischem Opportunismus, sondern wegen der Fortführung des Prozesses, der erfolgversprechend begonnen hat." Die Frage war eben, zu wessen Bedingungen? Da zeigt es sich, daß Opportunismus keiner tagespolitischen Beschränkung unterliegt.

Galilei, laß die Finger davon: "Unbequeme Fragen und unbequeme Wahrheiten, das ist weniger die Folge gestörter Wirklichkeitsbeziehungen als vielmehr Ausdruck der Kompliziertheit der Welt." (die gleiche Ausgabe der gleichen Zeitung zum DDR-Schriftstellerkongreß)

Bitte um eine Pause — II: In der »Süddeutschen Zeitung« vom 23./24.1. fragt ein — seine insgesamt zwei Teile einmal um die Achse drehender — Altschematiker namens Friedrich Hitzer (anlässlich der Besprechung von Michail Schatrow's neuestem Stück »Weiter... weiter... weiter«): "War das, was folgte, historische Gesetzmäßigkeit oder das Ergebnis menschlichen Handelns und persönlicher Verantwortung. War Stalin in Lenin angelegt, geht es hier um eine Kontinuität oder um einen Bruch?" Und er antwortet sichlich neu begeistert — ob mit Schatrow oder ihn benutzend, sei dahingestellt —: "Auch der sakrosankte Lenin wird zur Verantwortung gezogen. In dieser Form ist die Oktoberrevolution noch nie dargestellt worden."

Auch Bischof Kruse meint, die Empfindung von Leere sei der Anfang der Wahrheit.

Michael Otte

Technik und Zufall

Die umfassenden wissenschaftlichen Orientierungen, die bis heute wirksam sind, kamen im 19. Jahrhundert aus dem Bereich des ökonomischen Denkens und der biologischen Evolutionslehre, resultierten also methodologisch gesehen aus einer 'Historisierung' des wissenschaftlichen Denkens.

In der Darstellung John Desmond Bernal's ergibt sich das folgende Bild: "Nach der offiziellen Newton'schen liberalen Anschauung sollten die Naturgesetze, die so erweitert worden waren, daß sie nicht nur das Sonnensystem, sondern auch das Leben und die Gesellschaft erfaßten, ewige Gültigkeit haben. Man brauchte nur noch diese Gesetze zu entdecken und die Industrie, die Landwirtschaft und die Gesellschaft ein für allemal gemäß diesen Gesetzen einzurichten. Das Versagen der Französischen Revolution, ein *Zeitalter der Vernunft* einzuleiten, gab dagegen der Evolutionstheorie die Möglichkeit, an Boden zu gewinnen. Vico (1688-1744) hatte bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts diesen Gedanken in Bezug auf die menschlichen Angelegenheiten vorausgeahnt. Später stellten Buffon (1707-1788) und Erasmus Darwin (1731-1802) Spekulationen über die Evolutionsgeschichte der Organismen und selbst der Erde an. Es blieb jedoch Hegel (1770-1831) vorbehalten, diese Vorstellungen in ein philosophisches System zu bringen, und erst Charles Darwin (1809-1882) und Karl Marx (1818-1883) sollten später, im 19. Jahrhundert, die Konsequenzen aus den evolutionären Kämpfen in Natur und Gesellschaft herausarbeiten" (Bernal, Wissenschaft, Bd. 2, 1970, S. 505).

Die Formulierungen Bernal's verweisen auf zwei Momente: einmal auf die Tatsache, daß die Vielfältigkeit der Aktivitäten, der Pluralismus der Interessen oder die Gegensätzlichkeit der Orientierungen zu jener angesprochenen Dynamisierung geführt haben; zum zweiten darauf, daß "die Konsequenzen aus den evolutionären Kämpfen" gezogen worden sind, d. h. die Widersprüche in eine Form mündeten oder sich eine Form geschaffen haben, "worin sie sich bewegen können", wie Marx sagt. ("Dies ist überhaupt die Methode, wodurch sich wirkliche Widersprüche

lösen. Es ist z. B. ein Widerspruch, daß ein Körper beständig in einen anderen fällt und ebenso beständig von ihm wegfieht. Die Ellipse ist eine der Bewegungsformen, worin dieser Widerspruch sich ebenso sehr verwirklicht als löst" (Karl Marx, Das Kapital, 1. Bd. [MEW 23], S. 118/119). Tatsächlich hat sich jedoch eine derartig einheitliche Form nicht finden lassen.

Die genannten wissenschaftlichen Orientierungen des 19. Jahrhunderts basierten auf der Annahme, daß man im Prinzipiellen die Gesetzmäßigkeiten der Geschichte, d. h. die historische Entwicklung der Welt, kennt. Es ging nicht mehr darum, wie die Welt ist, sondern wie sie sich entwickelt, und wenigstens in einer prinzipiellen Weise ging es auch darum, wie sie verändert werden kann. Diese grundlegenden Orientierungen waren philosophischer Natur. Sie lagen eine Ebene höher als die Praxis der positiven Wissenschaft. Gegenständlichkeit und Formbestimmung erschienen hierbei zunächst als unmittelbare Einheit. Die wissenschaftliche Praxis aber bestand in einer umfassenden Methodologisierung der Wissenschaften. Die Methode wurde zur grundlegenden Orientierung. Die ganze Welt wurde gewissermaßen als bloßes Mittel der Erkenntnis aufgefaßt und die Identität der Erkenntnis auf die Identität der wissenschaftlichen Methode gegründet. Der Inhalt verschwand aus der Definition von Wissenschaftlichkeit. Beiden Orientierungen oder 'Lösungsversuchen', der philosophischen wie der wissenschaftlich praktischen, ist gemeinsam, daß sie die Aspekte der Einheitlichkeit, Kontrollierbarkeit, Voraussagbarkeit, Koordination usw. in den Vordergrund rücken auf Kosten neuer Gegensätze wie dem zwischen Theorie und Methode, Inhalt und Form, Wissenschaft und Technik usw. Besteht aber nicht das wahre Problem in dem Gegensatz von Form und Geschichte, d. h. der Auflösung der Form, des Formwechsels, und ist nicht jede Erkenntnis eigentlich formal wie das Marxsche Beispiel und entsprechend relativ oder 'einseitig'?

Beide Ansätze einer Neuorientierung haben vor allem mit der technischen Entwicklung ihre Schwierigkeiten, was nicht erstaunlich ist, wenn man bedenkt, daß sie sich mit der Technisierung im Gefolge der industriellen Revolution herausgebildet haben. Die industrielle Revolution findet ihre eigentlichen objektiven Bezugspunkt im Problem der Doppelrolle des menschlichen Subjekts als zugleich Subjekt und Objekt, Betroffener, der Geschichte der Technisierung. Ebenso aber kann man sagen, daß gerade die Technik und die Fragen der Technisierung den Zusammenhang beider Entwicklungen der Wissenschaftsauffassung verkörpern, und zwar als Zusammenhang ihrer Probleme und Defizite. Beide Entwicklungslinien lassen sich über die Technik von ihren je ungelösten Problemen her aufeinander beziehen, und zwar auf folgende Weise:

Die 'Historisierung' der wissenschaftlichen Orientierungen im Sinne des Aufstellens universaler Entwicklungsgesetzmäßigkeiten ist wegen ihres umfassenden Anspruchs in Gefahr, einen neuen absoluten Apriorismus einzurichten. Sie muß sich mit der Kritik befassen, daß der Begriff des wahren Wissens im üblichen referentiellen Sinn eine externe Instanz voraussetzt, die diese Wahrheit kennt und zu unterscheiden weiß, ob jemand über wahres Wissen verfügt oder nur etwas für wahr hält. Es muß eine Meta-Instanz geben, die Theorien auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfen kann. Die Interpretation der Theorie geschähe dann durch Urteilen. Dazu müßte wenigstens im Prinzip die Welt bekannt sein. Seit dem 19. Jahrhundert geht man davon eigentlich nicht mehr aus. Das trifft für die positive Wissenschaft ebenfalls zu.

Für beide, Philosophie und positive Wissenschaft, behält diese Position und das damit implizierte Konzept einer Hierarchie von Wirklichkeits- und Erkenntnisebenen aber eine, wenn auch anders zu bestimmende Bedeutung. Vor allem die technisch formalisierten Wissenschaften, Mathematik und Logik, haben das gezeigt. Bertrand Russell hat zur Vermeidung gewisser Paradoxien in der mengentheoretischen Grundlegung der Mathematik und Logik die Regel ausgesprochen: "Was immer alle Elemente einer Menge involviert, kann kein Element dieser Menge sein." Oder salopp ausgedrückt: Man kann nicht gleichzeitig wissen, was man denkt und wie man denkt. Noch anders: Die Landkarte ist nicht die Landschaft. Gerade in derartigen Interpretationen hat Gregory Bateson, der als einer der "universalsten Denker und Forscher dieses Jahrhunderts" gilt, die Typentheorie immer wieder benutzt, um den Dogmatismus umfassender, abschließender Synthesen in der wissenschaftlichen Erkenntnis abzuweisen und zu kritisieren.

Andererseits lassen sich die Verbote der Typentheorie, die Verbote der Gleichsetzung verschiedener Ebenen, gar nicht so generell befolgen. Kein Lernen geht ohne ein 'Lernen des Lernens' vonstatten, keine 'Sprache' kann man benutzen, ohne gleichzeitig etwas zu sagen, keine Kommunikation ohne Meta-Kommunikation, und jede Theorie ist irgendwo auch eine Theorie ihrer Anwendungen oder ihres Kontextes (vgl. »Debatte« 4/87, Michael Otte, Verstand und Vernunft). Das führt unmittelbar zur Problematik der positivistischen Methodenorientierung in der Wissenschaft, die eben u. a. darin zu sehen ist, daß diese Identität der Methoden und Mittel nicht ohne Bezug zu den Gegenständen, nicht ohne Berücksichtigung der Anwendung der Methoden sicherzustellen ist. Es gibt daher auch keine Einheitlichkeit, die nur auf Methode gegründet ist. Die methodenorientierte Wissenschaft scheint das Publikum bloß mit einer Fülle von nicht einzuordnenden Einzelinformationen zu überschütten, und die Wissenschaften selbst werden immer mehr von indirekten

Methoden dominiert, die nicht "der Weg zu etwas hin", sondern der "Weg um etwas herum" sind (Erwin Chargaff, Kursbuch 78, 1984).

Zusammengefaßt: Es gibt keine absoluten Meta-Instanzen der Objektivierung, aber die Verwandlung dieser Versuche der Erkenntnisobjektivierung in Prozesse, Funktionen u. ä. bedarf nicht nur der Mittel, sondern auch der Gegenstände. Das Entscheidende liegt dann darin, daß mit Gegenständlichkeit oder Inhaltlichkeit des Denkens nicht die Hinwendung zu Vorstellungen über Altvertrautes oder Gewünschtem verbunden wird, sondern der Gegenstand der Erkenntnis oder der Tätigkeit begriffen wird als das tatsächlich Zugrundeliegende oder Bewirkte. Aus der Perspektive des einzelnen Subjekts oder der einzelnen Theorie formuliert ergibt sich dabei die quasi paradoxe Forderung, daß die Wahrheit eines theoretischen Satzes mit seiner Formulierbarkeit zusammenfällt in etwa der Weise, in der eine mathematische Gleichung 'wahr' ist, wenn ich sie 'ausrechnen' kann.

Es scheint plausibel, daß die Technik — da es sich bei ihr nicht um eine bloß ideelle Tätigkeit handelt und der 'Kampf' um den Materialismus oder die Gegenständlichkeit in der Technik nicht in besonderer Weise gekämpft werden muß — die hier herausgearbeitete Problemstellung am deutlichsten widerspiegelt, und zwar als ein Problem der logischen Typen oder Ebenen. Ist eine Maschine eine Metallkonstruktion oder eine soziale Realität oder ...?

*

In einem Aufsatz von Rüdiger Bubner in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 23. 10. 87 über die Probleme der Technik findet sich der folgende Satz: "Wir werden nicht durch Technik Herr der Technik". Dieser Satz setzt bereits eine bestimmte Historisierung der Kategorien und der Denkweise voraus. Es finden sich zwei Interpretationen dieses Satzes. Erstens: Der technischen Konstruktivität und der auf Technisierung beruhenden methodologisierten wissenschaftlichen Erkenntnis wird eine nur begrenzte Rationalität unterstellt, eine Erkenntnisweise, die die Welt bloß funktional betrachtet und sich nicht um das Wesen der Wirklichkeit, in der sie operiert, kümmert. Sie konzentriert sich nur auf die lösbaren Probleme und vernachlässigt, daß jedes lösbare Problem Teil eines unlösbaren darstellt, insofern die Heraushebung lösbarer Probleme systematische Zusammenhänge und entferntere Nebenwirkungen abschneidet. In dieser eingeschränkten Rationalität wird Denken zum Management, reduziert auf Konstruieren oder auf Entscheiden zwischen Alternativen, ohne umfassende Problematisierung der Zwecke, Ziele und Gegenstände.

Man kann nun aber auch, zweitens, diesen eben kritisierten Sachverhalt als Vorteil betrachten. Tatsächlich muß eine konstruktive Vorgehensweise zunächst weniger Annahmen über ihren Gegenstandsbereich machen als eine deskriptive, was ein Vorteil sein kann. Eine solche Auffassung verteidigt die Notwendigkeit des Denkens, in seiner Aktivität und Konstruktivität allzu umfassende Zusammenhänge abzuschneiden. Sie behauptet, daß Relativismus und Pluralismus der Sichtweisen konstitutiv zur menschlichen Erkenntnis gehören.

Es gäbe demnach keine umfassenden 'wahren' Theorien. Insofern Theorien philosophischer Art beanspruchen, Theorien des Gesamtzusammenhangs der Welt zu sein, sind ihre Wahrheiten subjektiv, und ihr Wert hängt an der Objektivität des Subjektiven, das wiederum eine Frage der sozialhistorischen Praxis ist. In gewissem Sinn kann man also sagen, daß die zweite Interpretation des Satzes nichts anderes als die wissenschaftliche, d. h. 'objektivierte' Version der ersten Interpretation darstellt.

Anders als im vorhergehenden Fall wird nun also betont, daß jede Erkenntnis die Wirklichkeit 'formalistisch' verzerrt, nicht etwa, weil subjektive Interessen die wissenschaftliche Wahrheit verfälschen, sondern weil sie eigenen Konstitutionsgesetzmäßigkeiten folgen muß. Der zitierte Satz wäre in dieser Interpretation etwa so zu lesen: Nicht einmal durch Technik (als Mechanismus) kann man Technik (als Prozeß) beherrschen.

Zusammengefaßt erscheint es jetzt, als ob die beiden Interpretationen eigentlich nur die beiden Seiten ein und desselben Sachverhalts darstellen. Die erste Interpretation betrachtet die wissenschaftlich-technische Erkenntnis praktisch 'von außen', d. h. funktional, faßt Wissenschaft und Technik als bloße Instrumente und nicht als eigenständige Subsysteme der Gesellschaft auf. Die zweite Interpretation entspricht dagegen einer Betrachtung von 'innen heraus', faßt Wissenschaft und Technik als autonome Systeme, die eigenen Zielen verpflichtet sind, vollständig autotelisch auf. Es ist bemerkenswert, daß auch die Wissenschaftler selbst permanent hin- und herschwanken zwischen einer instrumentellen Auffassung, die Theorie und Anwendung der Theorie, und einer intentionalen Sichtweise, die Theorie und 'Wirklichkeit' identifiziert.

Inwiefern kann man aber sagen, daß die beiden Arten der Interpretation des Satzes auf dasselbe hinauslaufen? Was würde dadurch in den Vordergrund gerückt? Die Notwendigkeit der alternativen Ergänzung einer Erkenntnisweise durch eine andere? Das Erfordernis eines gewissen Pluralismus der Wirklichkeitsbeziehung der Menschen?

Die zweite Interpretation betont einen grundlegenden Gegensatz von Form und Geschichte, der den in der ersten Interpretation angesprochenen Gegensatz von Form und Inhalt, Technik und Sinn, ablösen soll. Im ersten Fall geht es um die Identifizierung von allgemeiner Erkenntnis und technischer Erkenntnis, im zweiten um die Identifizierung von theoretischer Erkenntnis und Geschichte. Die erste Interpretation besagt gewissermaßen, daß das Kantische 'Ding an sich' nicht direkt zugänglich ist; die zweite würde seine absolute Unzugänglichkeit behaupten.

Die erste Interpretation könnte möglicherweise auch so formuliert werden: Jeder Konstruktivismus enthält deskriptive Momente, d. h. er muß Vorentscheidungen über seinen Gegenstandsbereich treffen. Die zweite behauptet dagegen: Die Konstruktivität basiert in ihrem Fortschritt auf der Möglichkeit ihrer eigenen Vergegenständlichung; Konstruktivität kann nicht einfach aus dem Bewußtsein geschöpft werden.

Auf diese Formulierungen sind folgende Entgegnungen möglich: Im ersten Fall könnten Vertreter dieses Konstruktivismus darauf hinweisen, daß die Annahmen über den Gegenstandsbereich, die er benötigt, nicht von außerhalb vorgegeben werden, sondern daß das konstruktive System entsprechend den Entfaltungsbedingungen seiner Operativität gegenständliche Annahmen heraushebt. Das System operiere autonom, wenn auch in einer Umwelt.

Eine Entgegnung im zweiten Fall könnte darauf hinweisen, daß derartige Vergegenständlichungen, wie sie beispielsweise durch die Maschine oder den mathematischen Kalkül gegeben sind, zwar notwendig sind, daß sie aber nicht im Sinn eines absoluten Kontextes des operativen Systems gesehen werden dürfen, sondern nur als Grundlage seiner Eigen-dynamik. Denn jede Formalisierung des Wissens markiert eine Grenzziehung zwischen kreativer (zufälliger) Operativität und automatischem Operieren und dient daher einer Dynamik der Weiterentwicklung und Erweiterung des operativen Systems. Allerdings hätte das System tatsächlich so etwas wie eine System-Umwelt-Relation zu thematisieren, nicht in Form von Annahmen über seine Umwelt, sondern insofern jede Formgebung zugleich Grenzsetzung ist. Und in dieser Grenzziehung werden Determiniertes und Zufälliges, Form und Turbulenz aufeinander bezogen.

Durch diese Entgegnungen, diese neue Interpretation, verkehren sich auf einmal die Fronten. Das weist abermals darauf hin, daß es sich offenbar nicht um zwei verschiedene Probleme handelt, sondern um ein einziges, das implizit in beiden Interpretationsweisen des Satzes angesprochen wird. Es liegt daher nahe, die gleichartige zirkuläre Struktur in beiden In-

terpretationstypen herauszustellen. Etwa in folgender Weise: "Eine theoretische Beschreibung eines bestimmten Systems läßt sich nur dann geben, wenn man es als Komponente eines größeren Systems beschreiben kann. Umgekehrt läßt sich nur dann eine theoretische Beschreibung eines bestimmten Systems als Komponente eines größeren Systems geben, wenn man es als System beschreiben kann." Diese Aussage stammt von dem sowjetischen Systemtheoretiker und Wissenschaftsphilosophen Sadowsky.

Sadowsky interpretiert dieses Paradoxon, indem er sagt, "daß wir von dem paradoxen Charakter des Systemdenkens als von dem widersprüchlichen Wesen des sich in der Zeit entwickelnden Prozesses sprechen. Ein Versuch, dieses Paradox als statisch zu deuten, d. h. so, daß es auf eine Systemkenntnis anwendbar ist, die nicht in Bezug auf ihre Entwicklung betrachtet wird, führt unausweichlich zu dem Schluß, daß das Systemdenken unmöglich ist. ... Die Systemparadoxe sind unlösbar in einem absoluten Sinn; jedoch liefert der Entwicklungsverlauf des Systemdenkens eine partielle Lösung."

Zunächst behauptet die Formulierung dieses Paradoxons, daß sich die Spezifik eines Bereichs, wie der der wissenschaftlichen Erkenntnis oder der Technik, nicht allein unter dem Gesichtspunkt der 'Grenze', als Abgrenzung thematisieren läßt. Beispielsweise ist nach jeder technischen Entscheidung die Welt auch außerhalb des Systems nicht mehr dieselbe, die sie vorher war. Es ist geradezu ein Vorteil der Konstruktivität, die Welt nicht als gegeben anzunehmen, sondern gegenständliche Annahmen ihrer internen Entwicklungslogik zu unterwerfen.

In diesem Sinn sind Wissenschaft und Technik also keine abgeschlossenen Systeme oder überhaupt keine Systeme. Noch mehr: je effektiver die Technik ist, desto weniger abgeschlossene Systeme gibt es auf der Welt. Die Gentechnologie markiert hier eine entscheidende Schwellenüberschreitung nicht nur, weil sie mit lebenden Systemen hantiert. Je effektiver also die Technik wird, desto instabiler und unvorhersehbarer wird die Situation. Dafür bot selbst der kürzliche Börsenkrach, der aufgrund der Effektivität der Computerentscheidungen noch verstärkt worden ist, ein anschauliches Beispiel. Oder man denke an das Verhältnis von Rüstung, Abschreckung und Frieden. Die Zukunft wird also desto ungewisser, je effektiver die technischen Möglichkeiten der Menschen sind.

Jede Formalisierung produziert das nicht Formalisierbare, jeder technische Prozeß produziert einen Überschuß von Alternativen, die nicht alle gleichzeitig einholbar sind und doch wirksam werden können. Schon

von daher wird der Zufall ins Spiel gebracht. Je komplexer und umfassender die Systeme werden, desto mehr Zufälligkeit wird produziert, weil die Selbstregulierung des Systems, auch wo sie zu gelingen scheint, die Umwelt verändert. Jede autonome Entwicklung eines Systems verwandelt das System in ein Subsystem. Wiederum zeigt sich, was im Systemparadox angedeutet wurde: die Uneinholbarkeit der Zeit. Wir sind geneigt, über Formalisierung, Theorie und Kunst in räumlichen Metaphern zu sprechen, die dazu verführen, der Formalisierung die Inhaltlichkeit entgegenzustellen, statt die Geschichte als zufälligen, kontingenten Prozeß aufzufassen.

In jenem zitierten Artikel aus der »Zürcher« findet sich u. a. die folgende Erläuterung: "Das Technische hat immer als das Beherrschbare gegolten. Was an der Technik unbeherrschbar blieb, wurde als Rest vortechnischer Zustände betrachtet und kommenden Generationen zur Verbesserung anvertraut. Die ideale technische Welt wäre die Welt, aus der Kontingenz endgültig vertrieben ist. Nun zeigt sich die Technik selbst als unbeherrschbar, d. h. ihre Potenz im sukzessiven Zurückdrängen des Kontingenten erzeugt eine neue Kontingenz. Für diese Kontingenz gibt es deshalb kein Mittel, weil sie gerade aus der Perfektion der Mittelverwendung entsteht."

Wie dieser Zusammenhang im einzelnen begründet werden kann, dazu findet sich in jenem Artikel keine weitere Erklärung. Allerdings kann man feststellen, daß die Positionen, die die Wissenschaft als unmittelbare Identität von Interpretation und Gestaltung der Welt sehen und die das Wissen mit seiner Anwendung identifizieren, gleichgültig, ob sie dieser Tatsache nun zustimmend oder kritisch gegenüberstehen, zu einem gewissen Objektivismus und Determinismus neigen.

Um hier nur die Kritiker zu Wort kommen zu lassen: Wenn beispielsweise die computergestützten Expertensysteme als eine 'Enteignung des Wissens' bezeichnet werden bzw. eine solche Enteignung als Voraussetzung dieser Technologie gesehen wird, dann wird letztlich die Möglichkeit der Perfektionierung der technischen Zuverlässigkeit unterstellt. Es wird die Identität des Wissens mit seiner Anwendung, beispielsweise die Identität eines Computerprogramms mit seiner Funktion unterstellt. Da die gleichzeitige Erfahrung eines Wissens und seiner Anwendung ein Merkmal des sozialen Charakters menschlicher Erkenntnis ist, erscheint durch diese Identifizierung der soziale Zusammenhang durch den technologischen ersetzt — was man gerade fürchtet und kritisiert. Umgekehrt ergäbe sich der Pluralismus als Grundlage und nicht als Gegensatz der wissenschaftlichen Objektivität im Sinne einer Epistemologie, die sowohl den Zusammenhang wie die Differenz von Wissen und Wissensan-

wendung, von Theorie und Wirklichkeit oder Struktur und Funktion der technischen Mittel zu erfassen sucht.

Soll also die Differenz von Wissen und Wissensanwendung oder von Theorie und Wirklichkeit aufrechterhalten werden, so bedarf es offensichtlich einer Thematisierung der Gegenständlichkeit unserer Erkenntnis, einer Entwicklung ontologischer Vorstellungen für das theoretische Denken. Auch diese Gegenständlichkeit gewinnt man nur durch Formalisierung, und zwar durch eine Formalisierung, die Übersicht und (reine) Anschauung ermöglicht und auf diese Weise eine Dynamisierung der Erkenntnis bewirkt. Solche Vorstellungen sind seit Leibniz in vielfältiger Form in unserer Erkenntnis wirksam gewesen, nicht zuletzt im Bereich der Entwicklung der Technikwissenschaft. Allerdings sind sie immer wieder von der Vorstellung vereinnahmt worden, daß Mathematik und Technik ihre Objektivität durch Einheitlichkeit gewönne. Man hat die Formalisierung als einen sehr autonomen Prozeß gedacht und die menschliche Geschichte dementsprechend als auf einer Ebene ablaufend. So wurden im 19. Jahrhundert die sozialen Evolutionstheorien entworfen, um der Pluralität und Kontingenz des historischen Prozesses im Gefolge der industriellen Revolution zu begegnen.

Auch heute sehen bestimmte Theoretiker — etwa Hans Jonas, der für sein »Prinzip Verantwortung« den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt — einen Ausweg aus der Kontingenz und Instabilität der Situation in der Möglichkeit, die Welt als *ein* einheitliches System insgesamt zu manipulieren. Statt am "höchsten Gut" orientiert sich die "Fermethik" von Jonas an der Vermeidung des "größten Übels angesichts einer drohenden Überforderung der Natur".

Mir scheint hier die Verkehrung allen Sinns auf die Spitze getrieben. Ethik und Moral haben meines Erachtens nur dann einen Sinn, wenn sie als Vertiefung der Intensität des Lebens vermittelbar sind; wenn der einzelne sie nicht als bloße formale Norm und Zwangsjacke empfindet, sondern wenn er damit neue Perspektivität und eine neue Intensität des Lebendigen für sich gewinnt. Logischerweise kommt Jonas auch zu der Auffassung, daß "sich die Demokratie, bei der notwendig die Gegenwartsinteressen das Wort führen, mindestens zeitweise als untauglich erweisen könnte, die notwendige Härte einer Politik verantwortlicher Entscheidung" durchzusetzen.

Unabhängig aber von allen ethisch-moralischen Bedenken entstünde angesichts der These von Jonas die Frage nach den wissenschaftlichen Voraussetzungen seines Ziels. Ist ein derartiges Ziel mit der Entwicklung von Wissenschaft und Technik als unabhängigen Teilsystemen ver-

träglich? Welches ist der Prozeß, der die Wissenschaft als eigenständiges System erhält, und welches ist das bestimmende Problem?

*

Das Paradox der Systemtheorie — Systeme können sich nur als Subsysteme autonom regulieren, und sie müssen sich autonom regulieren, um als Systeme erhalten zu bleiben — soll noch einmal von einer anderen Perspektive aus betrachtet werden, um auf einen anderen als den von Jonas vorgeschlagenen Lösungsweg zu kommen.

Unter 'System' kann man hier ebenso Individuen wie soziale Systeme als da sind Wissenschaft oder Landwirtschaft usw. verstehen. Für die Wissenschaft, auf die neben der Technik als System ich mich hier beschränke, besteht nun sicherlich ein Problem darin, den Zusammenhang von Autonomie und gesellschaftlicher Funktionalität zu verstehen. Des weiteren besteht eine Aufgabe darin, den Pluralismus nicht in Gegensatz zur Objektivität, sondern als deren Grundlage zu verstehen. Dazu ist es notwendig, daß man die Wissenschaft oder ein Wissenschaftsgebiet oder eine wissenschaftliche Theorie einmal von innen durch den Prozeß oder Mechanismus, der das System verwirklicht, charakterisiert und zum anderen in ihren Beziehungen zur jeweiligen Umwelt betrachtet.

Wissenschaft als besonderes System bzw. Forschung als autonomer Aspekt unserer Wirklichkeit existiert, weil es Wissensprobleme gibt, die nicht definitiv gelöst werden können. Das subjektive Schmerzempfinden zum Beispiel und die medizinischen Theorien über den Schmerz sind in den seltensten Fällen aufeinander beziehbar. Schmerz oder "Krankheit definiert sich (für die Medizin) nicht vorrangig durch das subjektive Leiden, sondern durch den Grad ihrer gewinnbringenden Erfassbarkeit", konstatierte ein Mediziner im »Spiegel« (4. 1. 88). Auch ohne Insistieren auf der Problematik des ökonomischen Interesses bleibt daran die Feststellung bedeutsam, daß alle Erkenntnis und alle Tätigkeit sich auf Systemkontexte beziehen und diese gleichzeitig immer aufs neue relativieren oder durchbrechen.

Ein weiteres Beispiel: Alle skeptischen Argumente gegenüber der Behauptung, daß Computer eines Tages denken könnten, operieren mit der 'Verwechslung' von logischen Typen. Einerseits wird Denken als internes Erlebnis gesehen. Daß jemand denkt, ist diesem Jemand nur selbst und seiner introspektiven Intuition zugänglich. Man kann im Sinn dieser Auffassung Denken und Fühlen nicht beschreiben, sondern nur vollziehen oder erleben. Spricht man andererseits über das Denken der Computer, muß man natürlich akzeptieren, daß eine Computersimulation von

Denken oder Fühlen eine theoretische Beschreibung dieser Dinge voraussetzt. Durch diesen Ebenensprung wird dann automatisch bewiesen, daß Computer weder denken noch fühlen können.

Eine andere Art der Abgrenzung von Mensch und Maschine basiert auf der Behauptung, daß Denken zwar beschreibbar, das Subjekt jedoch nicht wesentlich durch sein Denken bestimmbar sei. Diese Argumentation unterscheidet sich in ihrem grundsätzlichen Charakter nicht von der ersten. In jedem Fall wird darauf insistiert, daß das Subjekt nicht durch eine Aufzählung seiner Eigenschaften bestimmt werden kann. Die Rationalität der Argumentation liegt in der Tatsache, daß bei solcher Beschreibung eine Willkür bei der Auswahl der in die Beschreibung eingehenden Eigenschaften unvermeidlich ist und daß diese Willkür historisch vertreten werden muß. Die Rationalität der Argumentation liegt aber nicht in der Behauptung, daß diese oder jene Eigenschaft oder Fähigkeit für den Computer nicht zugänglich, auf ihm nicht zu simulieren sei.

Nun ist festzuhalten, daß solche Rationalitätsbrüche zur Problematik der Erkenntnisobjektivierung gehören und nicht im Gegensatz zu ihr stehen. Auf der Ebene der Wissenschaften bliebe ansonsten nur übrig, die Inkommensurabilität verschiedener Theorien zu konstatieren. Dann allerdings wäre es verständlich, daß Pluralismus und Objektivität zu Gegensätzen werden können.

Allerdings sind Pluralismus und Objektivierung nur kompatibel, wenn eine Hierarchie von Systemebenen gesehen wird, die keinen streng hierarchisch gegliederten Determinismus oder eine bloße Schichtung aufeinander einwirkender Bereiche darstellen, sondern zirkulär aufeinander einwirken.

*

Ein historischer Lösungsversuch bestand für die Wissenschaft darin, die Verfahren der wissenschaftlichen Forschung, die Methoden als das Kontinuierliche und Verbindliche festzuhalten und die inhaltlichen Hypothesen und Anwendungsbereiche vielfältig und offen zu halten. Das hat in der positivistischen Wissenschaft dazu geführt, daß die Menschen sich einerseits durch die Monotonie und Abstraktheit der wissenschaftlichen Methoden eingezwängt und andererseits von einer Flut zusammenhangloser 'objektiver' wissenschaftlicher Resultate überschüttet sehen. Bereits frühere Beobachter der industriellen Revolution in Deutschland wie der 1922 ermordete deutsche Politiker und Industrielle Walter Rathenau, Sohn des AEG-Gründers Emil Rathenau, haben die Verhältnisse gerade ausgehend von der Behauptung eines derartigen Zusammenspiels von Gleichartigkeit und Partikularisierung kritisiert. In der Wissenschaft

und in der Wissenschaftsphilosophie ist gegenüber dem Positivismus immer die Aktualität ontologischer Fragen behauptet worden. Die Unterschiedlichkeit der Interessen und Tätigkeitsfelder verlangt aber die Etablierung einer besonderen Gegenständlichkeit der Theorie und eine entsprechende Trennung der Ebenen von Wissenschaft und Praxis. Dies hat allerdings nur allzuleicht zu der Vorstellung geführt, begriffliches Denken hieße, "das Veränderliche dem Beständigen unterzuordnen, das Individuelle dem Sozialen", wie ein anderer soziologischer Beobachter der Zeit, Emile Durkheim feststellte. Damit entstand die Gefahr eines neuen Apriorismus, der wiederum, die Gegenständlichkeit und inkommensurable Vielfältigkeit der Welt aus dem Auge verlierend, Begriffe an die Stelle der Gegenstände setzte. Es entstand eine Gegensätzlichkeit, die einerseits betont, daß wir nur dort in Begriffen oder Ideen zu denken gezwungen seien, wo uns die Wirklichkeit nicht operativ zugänglich sei, andererseits im Technischen vor allem das Geregelterte und Regelhafte sehen wollte.

Sieht man im Technischen vor allem das Geregelterte, das Regelhafte oder Algorithmische, kommt man auf den Ausgangspunkt der gesamten Argumentation folgendermaßen zurück: An einer Regel oder einem Algorithmus ist die Funktion wesentlich. Aber eine niedergeschriebene Regel ist nicht gleich einer angewandten Regel. Eine niedergeschriebene Regel ist einfach ein Text, dessen Struktur nicht in einem eindeutig funktionalen Sinn interpretierbar ist. Umgekehrt läßt sich auch jede intendierte Funktion durch möglicherweise ganz unterschiedlich strukturierte Algorithmen oder Regeln erreichen. Sieht man aber eine Regel lediglich in ihrer Funktionalität, dann ergibt sich wie oben, daß der Zuständigkeitsbereich der Regel bekannt und vorgegeben sein muß. Möchte ich diesen Zuständigkeitsbereich durch eine explizite Formulierung einführen, so muß ich dafür eine Meta-Regel, eine Regel über die Anwendung der Regel formulieren. Ein bloß funktionales Verhältnis zum Gegenstandsbereich führt in einen unendlichen Regreß von Meta-Regeln. Man hat versucht, diesem Regreß zu entgehen, indem man unterstellte, die Regel organisiere ihren Zuständigkeits- oder Anwendungsbereich selbst und bilde ihn konstruktiv aus sich heraus. Aber dieses Verfahren führt allzuleicht zum Verlust der Gegenständlichkeit. Ein von jeder Funktion unabhängig gedachtes Regelsystem führt zur reinen Willkür.

Nehmen wir für den Augenblick diese Gegensätzlichkeit oder unauflösbare Komplementarität hin und versuchen, die Technik mit den genannten beiden Dimensionen 'Mittel' und 'Verfahren' einerseits, 'Gegenständlichkeit' andererseits separat zu kennzeichnen. Zum ersten: Jedes technische Verfahren beruht auf dem Ausnutzen einer Differenz, benutzt einen Unterschied. Obwohl beispielsweise die im Wasser auf unserer Er-

de steckenden Energiereserven praktisch unerschöpflich sind, sind sie uns doch technisch nur dort zugänglich, wo ein Gefälleunterschied oder ähnliches ausgenutzt werden kann. Die Energie der Weltmeere ist in diesem Sinn nur an ganz wenigen Stellen, dort, wo die Gezeitenunterschiede hoch genug sind, ausnutzbar. Auch die Redeweise von den harten und den sanften Technologien läßt sich in diesem Bereich, etwa wenn man die Kernenergie mit der Energiegewinnung aus Wind und Wasserkraftwerken vergleicht, verstehen.

Die ganze Computertechnologie beruht, wenn man so will, auf dem Unterschied von 0 und 1 und auf dem Ausnutzen dieses Unterschieds zur Erzeugung anderer Unterschiede. Bateson hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein Schalter, der die Zustände 0 und 1 realisiert, überhaupt nur auf einer Meta-Ebene wahrnehmbar und demzufolge eigentlich als eine Veränderung zu charakterisieren ist. Für den geschlossenen oder unterbrochenen Stromkreis beispielsweise darf er nicht bemerkbar sein. Dies weist bereits auf das Problem der Charakterisierung technischer Gegenstände hin: Die Notwendigkeit des Übergangs zu Meta-Kontexten bzw. die Berücksichtigung der Zeit.

Zweitens läßt sich das Problem der Gegenständlichkeit des Technischen durch die Formulierung aussprechen, daß alles, jeder Satz oder jedes Prinzip, das absolut und immer gelten soll, zum Selbstwiderspruch führt. Aus dieser gegebenen Charakterisierung der technischen Gegenständlichkeit folgt beispielsweise, daß die Größe eines Gegenstandes Grenzen hat, jenseits derer er ein anderer technischer Gegenstand wird, der unter Umständen eine radikal andere Technik verlangt. Gegenständlichkeit ist also immer als Dualität von Inhalt und Kontext gegeben. In der Wissenschaft entsteht die Schwierigkeit, sich ideell auch des Kontextes vergewissern zu müssen, z. B. durch die Logik. Die Mathematiker haben sogar versucht, diese Problembeschreibung in eine positive Definition der Gegenständlichkeit einer Theorie zu verwandeln, indem sie für eine axiomatische mathematische Theorie die logische Widerspruchsfreiheit zu einem nicht nur notwendigen, sondern hinreichenden Kriterium für die Existenz der Gegenstände, über die die Theorie spricht, erklärt haben. Auf diese Weise wurde, was zunächst nicht so klar war, eine Differenz zwischen Theorie und Wirklichkeit eingeführt, die dann durch eine je zu bestimmende technische Interpretation oder Praxis wieder überbrückt werden muß. Derartige Theorien können darum keinen universellen Anwendungsbereich beanspruchen. In jedem Fall wird hiermit plausibel gemacht, daß die Welt durch Technisierung vielfältiger, 'unordentlicher' wird, ja, man kann annehmen, daß unsere Vergangenheit geordneter war, als die Gegenwart ist und die Zukunft sein wird; wenigstens wird es dem Bewußtsein immer so erscheinen.

Peter Maiwald

Die Wahrheit

Christus wurde gekreuzigt. Sokrates bekam den Giftbecher. Jan Hus den Scheiterhaufen. Giordano Bruno desgleichen. Gandhi wurde erschossen. Merken Sie was?

Das ist die Wahrheit! Die gottverfluchte Wahrheit. Macht immer Scherereien, wenn man die Wahrheit sagt.

Trotzki mit einem Eispickel erschlagen. Danton geköpft. Die Rosa Luxemburg im Landwehrkanal ersäuft. Allende erschossen. Guevara ermordet.

Das kommt alles davon, wenn man die Wahrheit sagt. Wer sich in die Wahrheit begibt, kommt darin um. So ist das. So war das. So bleibt das.

Denken Sie an Thomas Münzer. Geköpft. Jörg Rathgeb: gevierteilt. Stauffenberg. Erschossen.

Das kommt alles von der Wahrheit. Nichts als Ärger. Zu was soll das gut sein?

Die Jungfrau von Orleans wurde nicht alt. Robert Blum wurde nicht alt. Rudi Dutschke wurde nicht alt.

Hat alles mit der Wahrheit zu tun. Dabei ist die Wahrheit gar nicht so einfach. Sagen alle Philosophen. Aber auch die lassen nicht davon ab. Und was kommt dabei heraus?

Seneca. In den Selbstmord getrieben. Slansky gehängt. Dubcek verbannt. Thomas Morus geköpft.

So ist das mit der Wahrheit. Die Wahrheit ist tödlich. Deshalb laß ich die Finger davon. Was geht mich die Wahrheit an. Die Wahrheit ist mir schnuppe. Ich bin doch kein Selbstmörder. Ich werde mich hüten, die Wahrheit zu sagen. Bei den Ergebnissen! Die Wahrheit? Von mir aus, aber ohne mich. Mich legt keiner um. Jedenfalls nicht der Wahrheit wegen. Oder bin ich jetzt schon zu weit gegangen?

Ein Tagwerk

Heute werde ich mich einmal mehr hereinlegen in mein Faß ohne Boden. Darin versuche ich schon seit Jahren einige Tropfen zum Überlaufen zu bewegen, ein Gefallen, den sie mir aber nicht tun, weil sie den heißen Stein fürchten, mit dem Kain Abel erschlug. Den Stein der Weisen habe ich aber nicht zur Hand. So komme ich um meine Pyramide.

Daraufhin wähle ich mir von allen kleineren Übeln das kleinere. Es ist gottlob gottlos und preist mich seitdem als Herrn.

Etwas später bin ich meiner Uhr nachgegangen, ein Spiel, das wir beide, wenn wir mögen, stundenlang spielen können.

Daraufhin wird es Zeit, daß ich mich an mein Tagwerk mache, welches immerhin einen Tag vor meinem Werk liegt, eine ziemlich mutlose Angelegenheit. Zudem ist der Weg beschwerlich, weil ich meinen Tag nicht laufen lassen kann, er ist noch zu jung.

Das zweite Frühstück nehme ich im Freien ein, auch wenn es regnet. So geht alles in einem Aufwasch.

Nun aber an die Arbeit! Sie will sich mir hingeben, was ich aber nicht annehme, weil ich weiß, was Frauen neuerdings wünschen. Die Arbeit kenne ich.

Das Mittagessen bereite ich aus dem, was mir übrig bleibt. Ich säe nicht, ich ernte nicht und mein himmlischer Bleistift ernährt mich doch.

Jedes Wunder verlangt nach einer Siesta.

Danach setze ich mich meiner Muse auf den Schoß und erwarte, daß sie mich küßt. Da aber auch nach dem Essen mein Schornstein nicht raucht, will sie auch nicht die erforderlichen tausend Schritte tun.

So lasse ich, zu meiner Gesellschaft, ein paar Engel durchs Zimmer gehen, was aber, außer Rauschen, nichts einbringt.

Das Abendessen steht vor der Tür und will mit Dämmerung, Verdunkelung und Dunkelheit wie üblich ziemlich dick auftragen. Mir soll es recht sein. Jede Zeit nährt ihren Mann.

Nun habe ich vor lauter Selbstbehauptung meinen Kopf verloren und kann ihn nicht wiederfinden. Macht nichts! Für eine ehrliche Arbeit bin ich eh zu spät und meine Bettstatt ist das Ungewisse.

Adolf Endler: Alles ist eigentlich Pop in dem Sinne, wie eigentlich alles Sozialistischer Realismus zu sein scheint — oder täusche ich mich?

Mensch-, Tier- und Pflanzenheit

Im Alter wurde der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai gelegentlich von Wahnvorstellungen geplagt. Seinen Glauben an die Vernunft beleidigten die Visionen derart, daß er alles unternahm, sie sich vom Hals zu schaffen. Schließlich setzte er sich Blutegel ans Gesicht, um den Druck aus dem Körper zu ziehen. Über sein Leiden und wie er ihm mit Medizin und Vernunft beizukommen suchte, hielt er einen Vortrag an der Berliner Akademie. Seinen Erzfeinden, den Romantikern zuerst, lieferte er sich damit ans Messer. In ihren Augen hatte sich die Rationalität endgültig blamiert. Nicolai war dem blinden Vertrauen auf die Vernunft verfallen, wie viele andere Aufklärer auch. Doch hat er mit seiner Geschichte vor der Akademie die Dialektik der Sache selbst bloßgelegt; erst später wurde sie u. a. von Adorno und Horkheimer geschrieben.

Gegenwärtig hat das Verhältnis von Vernunft und Angst sich umgekehrt. Es sind Bücher erschienen, in denen Kants Kritiken als Königsberger Frustrationen vorgestellt werden; an sich wirres Zeug, das nur die Psychoanalyse strukturieren kann. Vom einen Pol der Wahrheit, der Vernunft, haben sich die Gewichte auf den anderen verlagert, die Angst, die in ihrer Einseitigkeit ebenso niederreißend ist. Zum Beispiel:

"Durch das Werk des 1933 zunächst nach Palästina und später in die USA ausgewanderten deutsch-jüdischen Philosophen Hans Jonas, das in diesem Jahr mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde, erhielt der bislang schillernde und politisch mißbrauchte Wende-Begriff auch eine zutiefst humanistische Deutung, die es erlaubt, Brücken zwischen einander fernstehenden Strömungen und Motivationen des Widerstandes gegen die weitere Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlage zu schlagen."

"Der publizistische Erfolg deutet darauf hin, daß Jonas sein testamentarisches Werk nicht nur, wie er angibt, aus Altersgründen in seiner Muttersprache und nicht wie seine religionsphilosophischen Arbeiten in Amerikanisch abfaßte. Vielmehr hätte Jonas mit seinen Thesen höchstwahrscheinlich in keinem anderen Land der Welt eine so bereitwillige Aufnahme gefunden wie bei uns. Nur hier scheint der Boden reif für eine geistige Wende."

"Früher als anderswo hat die Intelligenz in der Bundesrepublik zu begreifen begonnen, daß die Menschheit an einem Wendepunkt ihrer Geschichte angelangt ist, an dem über ihren Fortbestand oder ihren endgültigen Niedergang entschieden wird. Und es war alles andere als zufällig, daß die Bedrohlichkeit der Situation, in der wir leben, gerade hier ins Bewußtsein der Menschen rückte. Die Bundesrepublik gehört zu den am stärksten industrialisierten und am dichtesten verbauten Ländern der Erde und liegt an der Nahtstelle zwischen zwei gegensätzlichen Gesellschaftssystemen und militarisierten Machtblöcken. Sie befindet sich damit in jeder Hinsicht in Reichweite der Grenzen einer ungebremsten kapitalistischen Expansion. Und auch allgemeine Grenzen menschlicher Naturbeherrschung gelangen ins Blickfeld."

"Inzwischen hat die Macht der Technik im Zuge der wissenschaftlich-technischen Revolution jedoch Größenordnungen erreicht, daß ihr unbedachter Einsatz (auch zu friedlichen Zwecken) eine globale Katastrophe, ja die Auslöschung des Menschengeschlechts heraufbeschwört. Die Menschheit darf sich heute also nicht mehr irren."

"Verantwortung heißt für Jonas die kollektive Pflicht der technisch zivilisierten Menschheit, der Idee des Menschseins eine Zukunft zu sichern, d. h. die ins Unvorstellbare angewachsene Fülle von Wissen und technologischer Macht klaren sittlichen Normen zu unterwerfen."

"Wir befinden uns in einer apokalyptischen Situation."

"Wir müssen von unserem Zukunftsbild erhebliche Abstriche machen. Der Unheilsprophezeiung muß, wie Jonas es fordert, mehr Gehör geschenkt werden als der Heilsprophezeiung."

Die Zitate sind dem Zusammenhang eines Aufsatzes von Edgar Gärtner entrisen, der im *Forum Wissenschaft* (4/87) unter der Überschrift »Die Linke und das Prinzip Verantwortung« erschienen ist. Gärtner beklagt, daß die "marxistische Linke von Jonas und seinem Werk zunächst kaum Notiz nahm", und versucht den Fehler zu korrigieren. Er sieht eine Möglichkeit, die Ethik von Jonas mit der von Marx und Engels in Einklang zu bringen, wenn die Marxisten bereit sind, ihre Lehre vom Kommunismus nicht mehr als "Heilsprophezeiung" zu verstehen, sondern die "Unheilsprophezeiung" der "drohenden Apokalypse" sich zu eigen machen. "Auch schon aus den Werken der marxistischen Klassiker läßt sich, wenn auch vielleicht mit einiger Mühe, herausdestillieren, daß jede mögliche Einheit zwischen menschlicher und außermenschlicher Natur auch nach der Überwindung des Klassenantagonismus widersprüchlich bleiben muß". Außerdem sollten sie in der Theorie von Marx "den Primat

der Natur" an die Stelle eines "Anthropozentrismus" setzen, wie Marx es ursprünglich gemeint habe. "Man muß heute sogar so weit gehen und sagen: Das »Kapital« macht ohne die Naturdialektik, d. h. die Wissenschaft von der Art und Weise, wie der Gesamtzusammenhang der Natur gedacht werden muß, keinen rechten Sinn."

Warum sollte man aber den Marxismus retten müssen, wenn die "Menschheit" sich in "einer apokalyptischen Situation befindet", warum angesichts des drohenden Untergangs mit äußerster philologischer Akribie die Möglichkeit des Untergangs aus einer Theorie "herausdestillieren", aus der sich, wie die Geschichte der Theorie gezeigt hat, auch das Gegenteil "herausdestillieren" läßt. Gäbe es nicht zur Vermeidung des "Untergangs" ohnehin ganz anderes zu tun?

Es ist eine Frage, ob Marx nicht besser verstanden wäre, würde sein Naturbegriff wieder ins Zentrum seiner Theorie gerückt werden. Täte man es, träte der Gegensatz des »Kapitals« zur Naturdialektik von Engels allerdings noch viel deutlicher in Erscheinung und mit Sicherheit die gänzliche Unvereinbarkeit mit der Ethik von Jonas. Aber man kann das nicht vom Standpunkt der "Apokalypse" aus tun. Eine andere Frage ist darum, wie dieser Standpunkt überhaupt eingenommen werden kann. Was bewegt einen in aller Regel rational argumentierenden Publizisten wie Gärtner, daß er den Satz denken und dann niederschreiben kann: "Die Menschheit darf sich heute nicht mehr irren"? Das sind doch prophetische, religiöse Worte.

Es ist alltäglich geworden, daß bestimmte linke Leute an jeder Wegbiegung eine "neue historische Qualität" ausmachen. Auch die "Menschheit" gehört bereits zu der Sorte Begriffe, bei denen jeder Linke glaubt, eine klare Vorstellung vor Augen zu haben, so wie man von Trinkwasser oder Spaghetti vongole spricht. Aber hier geschieht offenbar noch etwas anderes. Es muß eine panische Angst sein, die derart gigantische Sätze eingibt. Und es scheint eine diese Angst beflügelnde Zerstörung jeder Phantasie wirksam zu sein, wenn die "Intelligenz der Bundesrepublik" als diejenige Kraft identifiziert wird, die in aller Welt als erste begreifen kann, daß "die Menschheit an einem Wendepunkt ihrer Geschichte angelangt ist".

Was für eine Angst, und was beschwört sie herauf? Gärtner gibt ein paar Hinweise, auch ein paar Ausblicke darauf, wie er sich ihre Beruhigung denkt. Das sind nun allerdings für andere Leute auf andere Art ängstigende Hinweise: "Unsere Macht, die Biosphäre zu verändern, ist ins Ungeheuerliche gewachsen, weil das Wachstum des Wissens um die ferneren Folgen unseres Tuns damit nicht Schritt gehalten hat (wahrschein-

lich auch gar nicht Schritt halten kann). Um den Drang, diese Macht trotzdem auszuüben, zu bändigen, bedarf es der Macht über die Macht, d. h. der selbstlosen Verantwortung für das Schicksal der Natur und die geschichtliche Zukunft. Diese Pflicht läßt sich nicht aus typologischen, d. h. ungeschichtlichen Normen der Tugend ableiten; denn auch tugendhaftes Verhalten kann unbeabsichtigt katastrophale Folgen haben. Nötig ist deshalb eine dynamische Anleitung des Handelns, seine Ausrichtung auf Ziele und Zwecke." Im Ernst? Wir sollen uns einer Macht anvertrauen, die in "selbstloser Verantwortung" unserem Handeln "Ziele und Zwecke" setzt? Ist es illegitim zu empfehlen, vor dieser "Verantwortung", vor ihrer Personifizierung besser ein wenig das Fürchten zu lernen, wenn schon nicht mehr zu lehren?

Gärtner gibt einen weiteren Hinweis, der jeden Linken erbauen könnte: "Die nicht nur von den Grünen verfochtene Interpretation des notwendigen Übergangs zur 'Weltinnenpolitik' im Sinne der Dezentralisierung, der Schaffung überschaubarer Lebensumstände mit direkter Demokratie ist jedenfalls nicht seine (Jonas', T.N.) Sache. Deshalb ist Jonas auch bei politisch Konservativen auf Zustimmung gestoßen, was sein Unterfangen auf Seiten der Linken wiederum verdächtig machte. Er knüpft damit an das Wirken des »Club of Rome« an, dessen Gründer (Friedenspreisträger 14 Jahre vor Jonas) eingestanden hat, im Grunde genommen gehe es ihnen um einen westlichen Ersatz für eine Partei leninschen Typus, die das geschichtlich Notwendige auch gegen die Augenblicksinteressen der Bevölkerungsmehrheit durchzusetzen weiß. Auch Jonas ist voller Bewunderung für den Mut und die Leistung Lenins."

Der Satz, man habe einen Fehler begangen, wenn die Feinde loben, ist saublöd und immer gewesen. Das ist richtig. Aber es ist nicht saublöd, skeptisch zu werden, wenn Jonas Lenin bewundert, weil der sich angeblich zur Maxime gemacht habe, das Notwendige gegen die Augenblicksinteressen der Bevölkerung durchzusetzen. Das war nicht seine Maxime. Engels hat gesagt, zwei Entdeckungen zeichneten Marx aus: die Theorie des Mehrwerts und die des historischen Materialismus. Lenin fügte eine dritte hinzu: Das Vertrauen in die Schöpferkraft der Massen, und er meinte, das sei die größte von Marx' Entdeckungen. Er hat sich nicht immer daran gehalten. Als Ausgangspunkt der Angelegenheit, die hier etwas leichthin auf einen west-östlichen Diwan plazierte wird, sollte man das aber festhalten.

Michael Otte, der in dieser Ausgabe der *Debatte* über die Gleichzeitigkeit von Technik und Zufall, also die wachsende 'Unordentlichkeit' der Geschichte, schreibt — und das ist ja Gärtners Thema auch —, sieht in Jonas' Zwangsethik mit Gründen das genaue Gegenteil einer vernünftigen

Antwort auf die Schwierigkeiten, die mit diesem Problem entstehen. Und ebenso entschieden verwirft Ursula Wolf in *Prolkla* (69) diese abstrakte selbstlose Verantwortungsethik eines alten Mannes. Ihr Aufsatz »Brauchen wir eine ökologische Ethik?« steht zwischen den vielen Untergangspanoramen, die von allen Seiten hereingeschoben werden, recht einsam und dennoch einzig einleuchtend da.

Ursula Wolf prüft kritisch durch, was Ethik und Moral sind und vermögen, und stellt die Frage, ob es eine universelle Moral geben kann. Man kann sich das leicht übersetzen: Ob beim Abendbrot mir die Bilder Äthiopiens vorschweben, und wenn sie mir vorschweben, was ich moralisch dann tue. Das ist eine von den Fragen aus dem stillen Kämmerlein, bekanntlich eine der großen moralischen Institutionen, die die "Menschheit" aufgebaut hat. "Hier aber stoßen wir auf ein Phänomen", schreibt Ursula Wolf, "daß nämlich vernünftige langfristige Gründe nur schwach oder gar nicht motivierend sind."

Dem stimmt Edgar Gärtner zu, weswegen er eine "Macht über der Macht", die "Durchsetzung des Notwendigen gegen die Augenblicksinteressen der Bevölkerung" fordert. Woher aber bezieht diese "Macht", diese "Durchsetzung" die moralischen Grundsätze und Fähigkeiten? Ursula Wolf sieht eine Möglichkeit: "Auch wenn wir uns die potentiellen Folgen der Umweltverschmutzung ständig in den schwärzesten Farben vor Augen führen würden und dadurch zu einer Erweiterung der Angstfähigkeit kämen, würde das nichts helfen, weil Angst nur auf dem Hintergrund motivierender Wertvorstellungen zum Handeln führt. Wenn wir die Angst so sehr steigern könnten, daß sie den weltweiten Gefahren angemessen ist, hätte das den nicht gerade erwünschten Effekt, daß sich jetzt das Wollen nur noch durch so starke Wertüberzeugungen in Bewegung setzen ließe, daß diese von der Intensität eines wilden Fanatismus sein müßten."

Daß die "Menschheit" sich im Interesse der "Menschheit" moralisch oder ethisch richtig verhält, ist für Edgar Gärtner ebenso undenkbar wie für Ursula Wolf. Aber sie ziehen daraus entgegengesetzte Schlüsse. Gärtners sind genannt. Dagegen schreibt Ursula Wolf: "Was hinter solchen Vorstellungen steht, kann daher nur die Idee sein, daß die Menschheit existieren sollte, wenn möglich für immer, und wenn nicht möglich, dann so lange es irgend geht. Hier haben wir eine weitere Variante der neuen Moral vor uns, die entschieden z. B. von Hans Jonas vertreten wird. Während die Moral im üblichen Sinn Verpflichtungen gegen jetzige und künftige Menschen enthält, sofern sie existieren (werden), ist nach Jonas der grundlegende moralische Imperativ der, 'daß eine Menschheit sei' (Jonas). Moralische Verpflichtungen gibt es jedoch ih-

rem Sinn nach nur gegenüber Wesen, sofern sie existieren. Wenn die Menschheit heute beschließen würde, ab sofort auf ihre Fortpflanzung zu verzichten, läßt sich dagegen moralisch nichts einwenden. Daß die Menschheit weiterexistiert, ist vielmehr etwas, was (fast) alle wollen, also ein gemeinsames Interesse. Dieses Interesse zum höchsten Ziel zu erklären, enthält jedoch eine Rangordnung der Werte, die nicht unbedingt viele überzeugen wird. Denn diese Wertekonzeption müßte die Konsequenz enthalten, daß wir, wenn sich dadurch der Wärmetod auch nur etwas verzögern ließe, auf alles in unserem Leben verzichten müßten, was nicht absolut notwendig ist, oder zugunsten der längeren Existenz der Menschheit ökonomische Not besser nicht beheben sollten. Diese Konsequenz scheint wenig plausibel, und daher scheint mir die Forderung der Existenz der Menschheit nicht nur keine moralische zu sein, sondern auch keine ethische Konzeption darzustellen, deren allgemeine Verarbeitung eine Lösung der ökologischen Probleme fördern würde."

Edgar Gärtner wie vor ihm schon Hans Jörg Sandkühler, der es nicht gem hat, wenn seine Gedanken kritisch aufgenommen werden (s. *Debatte* 5/87, Der Ausbruch einer Ketzerei, Hans Jörg Sandkühlers Humanismustheorie, und die ausführliche Antwort Sandkühlers darauf in *Dialektik* 14/87), machen gerade diesen abstrakten Begriff von 'Menschheit' und die daraus ebenso abstrakt bleibenden abgeleiteten Ewigkeitsvorstellungen dieser einen einzigen, ihnen allein vorschwebenden Menschheit zum A und O ihrer Überlegungen. Sie und diese 'Menschheit' sind aus der Geschichte herausgetreten. Edgar Gärtner könnte widersprechen, denn immerhin hat er geschrieben:

Jonas gehe davon aus, "daß sich zwar die Zeiten ändern, nicht aber die Menschen". Man könne aber "die tiefere Ursache der ökologischen Krise auch darin erblicken, daß der Prozeß der Menschwerdung noch nicht abgeschlossen ist, daß wir uns also unserer Umwelt gegenüber noch immer in gewisser Weise tierisch verhalten". Was soll das heißen, "in gewisser Weise"? Wo ist der Unterschied zu Jonas? Entweder redet man über die Geschichte des Übergangs vom Tier zum Mensch, oder man redet über die Geschichte der Menschen. Im ersten Fall beschreibt man einen qualitativen Sprung und redet nicht über die Geschichte. Interessant ist doch allein der zweite Fall. Die heutigen Menschen werden nicht die morgigen Menschen sein. Die Ursache dafür liegt aber nicht darin, daß die heutigen Menschen Tiere und die morgigen Menschen sind. So kann man zur Insektenheit sprechen und versuchen, sie glauben zu machen, auch aus ihr könnte noch Menschheit werden. Weiter Gärtner: "Die Frage der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit muß zwar zurücktreten, wenn es erst einmal darum geht, das nackte Überleben unserer Spezies zu sichern. Aber man müßte sich wenigstens verständigen, gemein-

sam darauf hinzuarbeiten, daß die Art Homo ihren Beinamen sapiens verdient." Mit anderen Worten: Was sapiens heißt, weiß man bereits, nun muß man nur noch darauf hinarbeiten. Das ist nicht Geschichte, sondern Pfingsten.

Ursula Wolf hat nicht nur die Sorge, 'Menschheit' sei vielleicht eine moralisch unbrauchbare Kategorie, eher ein artenspezifischer Begriff, aus dem so wenig Moral zu gewinnen ist wie aus anderen Klassifikationen. Sie hat im Gegenteil die Kühnheit, sich auf diese Geschichte einzulassen: "Das prinzipielle Problem, auf das wir hier früher oder später stoßen könnten, ergibt sich daraus, daß unsere Kriterien der Wünschbarkeit von Veränderungen die von Wesen mit unserer Konstitution sind, während sich ab einem bestimmten Grad der Veränderung auch diese Kriterien selbst ändern könnten, womit wir den Boden, auf dem wir über mögliche Eingriffe urteilen, verlieren würden." Sie nennt, ziemlich einsam auf der Linken, die Apokalypse beim Namen. Es ist die Genmanipulation. Und nicht gegen sie, sondern, wenn überhaupt, mit ihr kann man über Zukunft denken. Das "nackte Überleben" ist für alle, die mehr als das haben, eine Chimäre, gut für Überväter.

T. N.

(Bis ein in diesem Punkt verbessertes Update unseres Umbruchprogramms verfügbar ist, verzichten wir auf die Zweispaltigkeit von Texten, die zuletzt nur noch mit ungleichen Zeilenabständen und gelegentlich fehlenden Wortabständen möglich war.)

Hessische Frauenstaatssekretärin a.D. (Die Grünen) Marita Haibach: Frauen stehen mit dem Rücken an der Wand. Jedes Zipfelchen Macht muß ergriffen werden. Anpassung ist unabwendbar."

Arnhelm Neustüss

Die Paradigmen der Politischen Wissenschaft

Ein Wörterbuch-Artikel*

Was Politische Wissenschaft sein kann, das hängt vom Politikbegriff ab, vom Verständnis des Politischen. Noch in den deutschen Bezeichnungsvarianten des Faches, das sich vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg an den Universitäten besonders der kapitalistisch wirtschaftenden Industriegesellschaften bis zu mittlerweile hochgradigen Spezialisierungen ausdifferenziert hat, bilden sich daher die umstrittenen Alternativen dessen ab, was sein Leitbegriff meinen soll, und damit die der Konzeptualisierung dieses Faches. 'Politische Wissenschaft' war und ist ja nicht sein einziger Name, und dieser selbst ist mehrsinnig: Er überträgt den angelsächsischen der 'political science', impliziert aber im Deutschen wohl stärker die Möglichkeit, diese Wissenschaft als selber politisch zu verstehen; er führt die Konnotation einer 'Wissenschaft von der Politik', worin ein soziales Wirklichkeitsfeld zur Analyse gestellt wird, ebenso mit sich wie die einer 'wissenschaftlichen Politik', worin sich die wissenschaftliche Tätigkeit selbst als Moment politischer Praxis denken darf.

Nun kann gerade diese Triade von Bedeutungen, die, gewissermaßen als die semantische Spiegelung einer dialektischen Einheit, Erforschung und Realität des Politischen im politischen Charakter von beider Wissenschaft koinzidieren läßt, die Favourisierung des Namens 'Politische Wissenschaft' motivieren, zumal darin noch der Nachklang jener pluralen Fassung vernommen werden mag, wonach alle auf die gesellschaftliche Welt des Menschen bezogene Wissenschaft, die ökonomische, die juristische und die historische vor allem, als politische zu gelten hat, wie es der französische Ausdruck 'sciences politiques' noch nahelegt. Ein jenem Motiv entgegengesetztes Bedürfnis, das diffuse Ineinander-Oszillie-

ren dieser Bedeutungen zu überwinden, scheint aber inzwischen bestimmend geworden zu sein — übrigens auch gegen das populäre Mißverständnis, Politikwissenschaftler müßten neben ihrer sachlichen auch eine persönlich intime Nähe zu politischer Praxis haben. Dies mag sich auch darin ausdrücken, daß im internen wie im allgemeinen Sprachgebrauch die Umständlichkeit einer 'Wissenschaft von der Politik' wie die Mißverständlichkeit einer 'wissenschaftlichen Politik' zunehmend durch die Kontraktion zur 'Politikwissenschaft' umgangen wurde, die ihrerseits, etwa seit Beginn der 70er Jahre, dem anfangs künstlich klingenden Namen 'Politologie' weicht.

Eher äußerliche Gründe haben bei dieser noch frischen Karriere der Fachfirmierung als 'Politologie' gewiß keine unwesentliche Rolle gespielt. Sicher war die Bemühung um Anerkennung bei den etablierten Universitätsdisziplinen ein wichtiger Impuls, die dem akademisch so jungen Fach sowohl hinsichtlich der Identität seines Gegenstandsbereichs als auch bezüglich der Eigenständigkeit einer diesem angemessenen Methodik jene Skepsis massiv entgegenbrachten und gemildert wohl immer noch bringen, die vor bald hundert Jahren der damals neuen Wissenschaft Soziologie galt, und es lag nahe, wenigstens nomenklatorisch mit dieser gleichzuziehen. Eine andere Intention darf darin gesehen werden, die Professionalisierung eines Studienganges zu betonen, der, obwohl nunmehr massenhaft absolviert, auf kein klares Berufsfeld vorbereitet, sondern Kompetenzen für vielfältige Tätigkeiten im Bildungsbereich, in Administration und Diplomatie, Journalistik und Politik ausbilden will. Aber als entscheidender als diese Bedürfnisse nach innerakademischer Legitimation und außerakademischer Relevanzgeltung darf, wenn auch damit verknüpft, die interne Nötigung gelten, das Fach dem erreichten Niveau szientifischer Standards anzupassen.

Daß dies nunmehr gelungen sei, wird kein Politologe behaupten wollen. Denn immer noch steht dem die Gespaltenheit der Disziplin in weltanschaulich-politische Lager entgegen, deren Überwindung einen innerdisziplinären Diskurs erst ermöglichen würde, dem sich dann auch Forschungs- und Erkenntnisfortschritte ablesen ließen. So gilt noch immer der Befund des neuesten Wörterbuchs, wonach der "rasche Ausbau des Faches, der Schulenstreit und die mit ihm gleichzeitig verbundene Politisierung von Lehre und Forschung, nicht zuletzt eine nie ganz abgeschlossene Suche nach einem verbindlichen Gegenstand ... das Fach mehrfach in die Gefahr einer Desintegration bis hin zur Auflösung seiner organisatorischen Einheit gebracht (haben). Hinzu kommt das Fehlen einheitlicher und ordnender wissenschaftlicher Standards, das weniger im Außenverhältnis als nach innen zu einer Belastung geworden ist" (Mols 1985, 719). Dennoch ist gegenwärtig eine Entkrampfung der Situation

zu beobachten, und wenn zwar nicht schon die Auflösung der Lager, so doch eine zunehmende Durchlässigkeit ihrer Grenzen, ein Verschwimmen ihrer Ränder, worin man eine wenigstens programmatisch weithin akzeptierte Überwindungsperspektive des alten Zustands gewahren darf.

Das läßt sich allerdings nicht nur begrüßen, sondern auch bedauern. Während erhofft würde, daß sich das Fach auf die Produktion von Aussagen zurückzieht, die es nach Maßgabe empirischer Prüfung und analytischer Transparenz verantworten kann, würde beklagt, daß nun auch diese Disziplin dem 'Positivismus' vollends anheim fällt. Jedenfalls aber wäre dann diejenige Strömung bestimmend geworden, die sich am wenigsten zur Kristallisation als Lager eignet, die vielmehr nur aus gegnerischer Perspektive eine Kontur gewinnt, die sie für sich selber, denn sie hat kein Selbst, nicht zu zeichnen vermag: Sie ergibt sich weitgehend bloß aus dem, was die anderen aus sich ausgrenzen, wobei das Ausgegrenzte wiederum ein Negatives ist, nämlich der wissenschaftslogisch-methodologisch begründete Verzicht auf einen wissenschaftlichen Anspruch, politisches Handeln normativ zu fundieren und Politik zu bewerten.

Es sind drei Lager, in die die — deutsche — Politikwissenschaft sich teilt, zeitweise derart, daß von drei einander den Wissenschaftscharakter bestreitenden 'Wissenschaften' unter einem bloß formal gemeinsamen akademischen Dach zu sprechen war. Zwar haben sich, wie in jeder Wissenschaft, auch in der Politologie 'Schulen' herausgebildet, die sich nach den üblichen Aspekten von Fragestellung, Zielsetzung, Methodenauswahl und Forschungsverfahren, nach Lehrtraditionen und Gründerpersönlichkeiten unterscheiden, aber ihre Nähe zu- bzw. Ferne voneinander, ihr kordiales oder polemisches Verhältnis sind nicht primär von diesen Aspekten bestimmt, sondern von den sie selbst prägenden Strömungs- bzw. Lagerzugehörigkeiten. Die wissenschaftliche Konkurrenz der Schulen untereinander besteht nämlich "weniger darin, die unter formalästhetischen Aspekten 'elegantesten', die von ihrer Erklärungskapazität her 'umfassendsten' oder die in ihrem Problemverständnis 'tiefsten' Ansätze vorzulegen (diese Konkurrenz gibt es durchaus auch, doch findet sie eher innerhalb der Schulen als zwischen ihnen statt), sondern sie dreht sich vor allem um die Frage, was das Politische eigentlich sei" (Münkler 1985, 16f). Eben deshalb ist dieser Sachverhalt aber eher mit dem Begriff des 'Lagers' als mit dem der 'Schule' gekennzeichnet: Es handelt sich um prinzipiell differierende — und in dieser Differenz schulübergreifende — Auffassungen vom Gegenstand dieser Wissenschaft selbst, um Orientierungsmuster oder Musterorientierungen, um verschiedene — nach Thomas Kuhns Kategorie — 'Paradigmen', also

je "gemeinsame Grundvorstellungen darüber ..., was das Wesen des Politischen ausmacht und worin der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bei der Untersuchung des je als politisch Definierten begründet ist" (Münkler, *ibid.*). Was jedoch die Gemeinsamkeit dieser Grundvorstellungen, also die Identität der Paradigmen stiftet, das ist nichts anderes als die Haltung zum Problem der Normengeltung, die in den je bestimmenden Begriff des Politischen selbst eingeht.

Mit der Vorsicht, die angesichts einer Vielfalt von Varianten, Facetten, Eigenheiten und Färbungen bei allgemeinen Charakterisierungen geboten ist, lassen sich die drei Lager-Paradigmen der Vorstellung vom Politischen wie folgt fassen. Politik gilt: entweder als das Bemühen um die sittlich 'gute Ordnung' des sozialen Zusammenlebens; oder als die Auseinandersetzung um Erwerb und Erhalt von gesellschaftlich durchsetzungsfähiger Macht; oder als Funktion der menschlichen Gattungsentwicklung, verstanden als Emanzipationsprozeß. In der politologischen Selbstreflexion finden sich diese drei Paradigmen mit folgenden Epitheta, verschieden kombiniert, ideengeschichtlich; das erste als essentialistisch, ontologisch, normativ, ideengeschichtlich; das zweite als analytisch, deduktiv, empirisch; das dritte als dialektisch, kritisch, historisch. Darin zeigt sich eine gewisse Hilflosigkeit, die entscheidenden Differenzen wahrzunehmen. Denn wie 'normativ' in keinem Gegensatz zu 'kritisch' steht, vielmehr Kritik, soweit nicht rein technisch-instrumentell, notwendig normativ begründet ist und Normen kritisch wirken, spätestens da, wo sie nicht befolgt werden, so steht beides wiederum in keinem notwendigen Gegensatz zu 'analytisch' und 'deduktiv'; und 'ideengeschichtlich', 'empirisch' und 'historisch', die sich ihrerseits nicht im Exklusionsverhältnis zueinander befinden, verweisen weniger auf die Charakteristik der Paradigmen als auf wenn auch gewiß nicht zufällige Vorlieben für bestimmte Plausibilisierungsfonds ihrer Aussagen. Dennoch umschreiben diese Attribute aber in ihren verschiedenen Verknüpfungsvarianten so etwas wie das jeweilige Lagermilieu, und der wesentliche Unterschied scheint durch: als Antwort auf die Frage nach der objektiven Gültigkeit von Normen.

Im ersten und dritten Paradigma ist diese Frage schon in der Konstitution des Politikbegriffs entschieden, nur im zweiten kann sie überhaupt als noch dazu unlösbares Problem auftreten; und zugleich: daß sie sich im zweiten als Problem ergibt, muß, je verschieden, den beiden anderen als Sakrileg gegen ihre konstitutiven Prämissen erscheinen. Wenn, wie im ersten Paradigma, politisches Handeln als a priori ethisches, nämlich am Gemeinwohl orientiertes Handeln bestimmt ist, dann kann es kriminelle Politik nicht geben, wie Dolf Sternberger auch konsequent vermerkt hat (Sternberger 1983, 13): vielleicht also der Unvollkommenheit

des Menschen geschuldete schlechte, aber keine böse Politik — diese wäre sozusagen Anti-Politik. Und wenn, wie im dritten Paradigma, die Gewißheit einer auf soziale Gleichheit und Herrschaftsfreiheit gerichteten Fortschrittstendenz in der Geschichte waltet — und noch die theoretisierte Verzweiflung über den Verlust dieser Gewißheit kann paradox dazu zählen, dem Phantomschmerz gleich, der das Verlorene bewahrt —, dann darf Politik zwar im historischen Detail, nach Maßgabe ihrer diese Tendenz fördernden Wirksamkeit, ein positives Urteil quasi an sich tragen, aber insgesamt kann sie nur negativwertig sein, — auch ihre progressiven Erscheinungsweisen sind ja in einen schlimmen Zusammenhang eingebunden und stehen daher in der welthistorischen Perspektive ihrer eigenen Erübrigung als herrschaftsausübendes Handlungsfeld.

Ist also Politik im ersten Paradigma prinzipiell, bei eingeräumter Möglichkeit ihrer schlechten Realisation, moralisch gut und zugleich menschlich unentbehrlich, so ist sie im dritten prinzipiell, bei eingeräumter epochaler Notwendigkeit und darin der Möglichkeit positiver Wirkungen, moralisch verworfen und zugleich menschlich vermeidbar. Nur im zweiten Paradigma, das weder objektivierbare Gründe für transhistorisch universell gegebene Normen dessen sehen kann, was 'gute Ordnung' wäre, noch solche für einen wie immer sich realisierenden oder gestörten Erfüllungssinn geschichtlicher Immanenz, treten Politik und Ethik auseinander — worin sich seine Identität zeigt, als eine negative.

Nun hat die akademische Disziplin 'Politologie' diese Paradigmen, die sie in Lager teilen und ihr internes Leben bisher maßgeblich bestimmten, nicht etwa selbst entwickelt, sondern vorgefunden. Sie bestanden längst, ehe das Fach sich etablieren durfte, und wirkten dann in ihm, ebenso begreifbar und begriffen als Erblast wie als Vermächtnis. Es handelt sich auch nicht um beliebige, sondern um die systematisch möglichen Paradigmen des Politikverständnisses, jenseits deren Idealtypik es, während sie sich stets in Spiel- und Mischformen realisieren, keine Alternativen gibt. Sein Belegfeld aber findet dieses Systematische in der Historie des europäischen Politikdenkens, worin es sich ganz unsystematisch ausbildete, ungleichzeitig und auch in widerspruchsvollen Verschränkungen.

Die älteste europäische Tradition, auf die sich eine methodisch ambitionierte Betrachtung menschlicher Sozietäten als politischer Formationen beziehen und berufen kann, gründet in der griechischen Klassik, findet also ihre Klassiker in Platon und vor allem dann in Aristoteles. In deren Nachfolge sieht sich das erste Paradigma des Faches, das sich daraus nicht nur innerhalb der Disziplin, sondern allen gegenüber, die Politische Wissenschaft für eine neumodische Erscheinung halten, einer pri-

mären geistesgeschichtlichen Legitimation gewiß ist. Politik ist danach, der alten Einteilung der Wissensfelder folgend, Sparte einer mehrzweigen Disziplin, der Praktischen Philosophie nämlich, worin sie intim, weil dialektisch vermittelt, mit den Abteilungen Ökonomie und Ethik verbunden ist. Dagegen können die beiden anderen Paradigmen nur auf erheblich kürzere Fristen ihrer Genealogie zurückblicken, deren Anfänge dennoch weit vor der universitären Einführung der Politologie heutiger Gestalt liegen, in der frühen Neuzeit der eine, im Beginn der Moderne der andere.

Ist Aristoteles der systematische Denker des alten europäischen Politikverständnisses, so wird der Initiator des neuen gewöhnlich in Machiavelli gesehen (vgl. Sellin 1978, 790). Daran ist richtig, daß dessen als wertfreie Realitätsbetrachtung angelegten Untersuchungen älteren römischen und jüngeren italienischen Beispielmaterials für politisches Handeln den Bruch mit der — nach dem vor allem von Augustinus geprägten christlich-eschatologischen Intermezzo von Thomas von Aquin wieder aufgenommenen — Tradition der Klassik bedeuteten: Was in ihr als selbst politisches Bedenken des Zusammenhangs von 'Praxis' (der Ausübung) und 'Telos' (der immanenten Zielgerichtetheit) der Politik mit der Lehre der 'Topik' (der Argumentationskunst, aus dem Abwägen aller der Erfahrung zugänglichen Gesichtspunkte Problemlösungen zu gewinnen) verknüpft war, das fällt nun auseinander in die aufs objektiv Richtige abstellende Analyse politischer Sachverhalte einerseits und die bloß subjektive Wahrheit andererseits, aus der moralisches Werten ergeht.

Dennoch läßt sich aber über die Differenz, die dieser Bruch, moderne Wissenschaftlichkeit eröffnend, markiert, eine fortwirkende wesentliche Gemeinsamkeit nicht übersehen. Was Machiavelli vom aristotelischen Politikverständnis trennt, das ist die Distanz, aus der sich moralische Haltungen und ethische Postulate als selbst noch funktionale Momente von Politik beobachten und technisch, also nach dem Erfolgskriterium, bewerten lassen. Aber darin, unveränderliche Bedingungen voraussetzen, aus denen politisches Handeln erwachse und auf die es sich richte, stimmen beide überein, ob es sich dabei nun ontologisch um eine ewige Ordnung des Seins handelt, oder anthropologisch um eine invariante Natur des Menschen: Nur unter solchen Voraussetzungen kann ja nach allgemeinen Normen eines guten wie nach generellen Regeln eines effektiven politischen Handelns gefragt werden. Die instrumentalistisch-empirische Wende, die Machiavelli im Politikdenken vollzog — allerdings war auch Aristoteles, indem er aus der vergleichenden Untersuchung bestehender Verfassungen, 'Politeiai', seine Staatsformenlehre entwickelte, auf seine Weise durchaus Empiriker des Politischen —, fand noch im Horizont der herkömmlichen Wahrnehmung der Geschich-

te statt: als einer zirkulären, quasi raumhaften, worin Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich als qualitativ nicht unterschieden und unterscheidbar darstellten, noch nicht zum Prozeß verbunden waren.

Erst *nach* Machiavelli, in dem Vierteljahrtausend, das sich zwischen der italienischen Renaissance und dem eindrucksvollsten Ereignisfanal der politischen Entbindung bürgerlicher Gesellschaft, der großen Französischen Revolution erstreckt, bildet sich jenes gewissermaßen verzeitlichte Geschichtsbewußtsein heraus, das Historie als progressiv, als Entwicklung verstehbar und Epochenenteilungen als Etappenfolgen einer sozialen Gesamtevolution denkbar werden läßt. Und dieser Wechsel der Sicht auf Geschichte war auch die Voraussetzung und wurde zugleich zum integralen Moment des dritten Paradigmas der Politikwissenschaft. In seinen klassischen Höhepunkten artikuliert es sich zunächst, bei Rousseau, in antiabsolutistischer Zuspitzung als Konzeption einer Verfallshistorie; sodann, bei Hegel, im prekären, nur idealistisch konstruierbaren Kompromiß einer nachrevolutionären Bürgerlichkeit mit und gegen sich selbst, als retrospektives Projekt einer sich in sich selbst erkennden und dennoch unvermeidlich über sich hinausweisenden Sinns substanz der Geschichte; und schließlich, also bei Marx, in materialistischer Wende das kapitalistisch erzeugte Industrieproletariat als letztes Kollektivsubjekt einer von Revolutionen angetriebenen Fortschrittsgeschichte menschlicher Selbstbefreiung von Naturzwängen und in ihnen gründender Herrschaft deutend, als Perspektive, worin die Geschichte der Klassengesellschaften als 'Vorgeschichte' der Menschheit enden und die eigentliche, die Historie humaner Solidarität beginnen wird.

Das Verhältnis der drei Paradigmen zueinander ist prinzipiell von ihrem jeweiligen Bezug zur politischen Praxis bestimmt, also davon, was jeweils unter 'Praxis' verstanden wird. Im *ontologischen* Paradigma hat Praxis den originären Sinn des aufs Gemeinwohl gerichteten Handelns, das außerhalb seiner selbst als dem seinem Vollzug immanenten Telos keine Zwecke verfolgt, für die es bloß Mittel wäre — wohl unterschieden von allem herstellenden, erzeugenden Tun, 'Poiesis', von Arbeit im weitesten Begriff, handle es sich um die Produktion von Sachen, Zuständen oder Verhältnissen. Daher kann auch die Wissenschaft einer solchen Praxis nicht die Begründungsstrenge objektiv richtiger Aussagen anstreben, muß sie sich vielmehr pädagogisch verstehen, als Lehre von der Klugheit, 'Phronesis', die politisches Handeln zur Erfüllung seiner selbst als Bürgertugend leiten soll. Dagegen ist das *analytische* Paradigma, das in seinen gegenwärtig wissenschaftlich relevanten Gestaltungen die ihm nicht konstitutiven anthropologischen Prämissen seiner Anfänge längst sistiert hat, auf eben solche, am naturwissenschaftlichen Ideal der Exaktheit orientierte Aussagen aus, und Praxis kann ihm daher kein em-

phatischer Begriff sein, sondern allenfalls heißen, was politisch tatsächlich geschieht. Das *dialektische* Paradigma schließlich bindet die neuzeitliche Wissenschaftsauffassung, wie sie sich explizit seit dem 17. Jahrhundert, seit Bacon, entwickelt hat und das analytische Paradigma ausschließlich beherrscht, wiederum an einen exponierten Praxisbegriff, notwendig aber an einen quasi poetisch verwandelten, denn nur eine Produktionsperspektive, das Interesse an der Herstellung ganz anderer Sozialverhältnisse, erheischt, will es nicht schierem Voluntarismus verfallen, die anleitende Begleitung von Wissenschaft, ja, ein Durchdrungen sein von empirisch gesättigter Theorie — im Sinne eines gleichermaßen poetisch umgebildeten also instrumentalistisch verstandenen Begriffs von Theorie, fern der zweckfreien Erkenntnis (gnosis), deren Ideal sie den Alten gemäß zu folgen hat.

Aber das dritte Paradigma nahm die realistische Nüchternheit des zweiten, das sich nach Machiavelli zunächst vor allem in Hobbes politikbezogen seiner selbst vergewisserte, zwar in sich auf, sah sich jedoch zugleich von ihm vollkommen unterschieden, indem es dessen anthropologische Unterstellungen als unhistorisch, die geschichtliche Dynamik der sozialen Wirklichkeit verfehlend, als abstrakt und 'metaphysisch' (Engels) verwarf. Daß es dabei seinerseits die ontologischen Prämissen des ersten Paradigmas, die es als nicht minder geschichtslos und spekulativ begriff, ungewollt reproduzierte — diese Einsicht wurde ihm verstellt durch die geschichtsphilosophische Umformung, in der dies geschah, weil sie darin historisch dynamisiert wurden. Sie ist auch nur aus der Perspektive der beiden anderen Paradigmen möglich: Das erste erkennt die Konkurrenz im ideologischen Geschäft der Sinnstiftung, das zweite bemerkt zwei Konkurrenten darin. Gegen Wahrnehmungen aber, die sich diesen Optiken verdanken, ist das dritte Paradigma konstruktionsgemäß immunisiert: Sie erreichen es bloß als ideologische Angriffe des sozialen Antagonisten, die es in einer zirkulären Hermetik des Beweises nur befestigen können. Da es sich als Moment einer welthistorisch-parteilichen Praxis versteht, kann es Kritik an deren geschichtsteologischer Legitimation — vielmehr: den Aufweis ihrer Legitimation als einer geschichtsteologischen — nicht als argumentativen Einwand gegen die Theorie, muß es sie vielmehr wesentlich als politische Attacke auf deren Praxis begreifen. Die Differenzen wiederum, die sich zwischen dem ersten und dem zweiten, dem ontologischen und dem analytischen Paradigma als unüberbrückbare Kluft auftun, müssen so dem dritten, dem dialektischen, bloß als taktische Varianten einer Strategie des gleichen Feindes erscheinen. Diese Logik der Immanenz der Paradigmen wie der Konstellation ihres Verhältnisses zueinander ist deren Artikulationen freilich weder in ihren historischen Entwicklungen, noch in ihren heutigen Formen stets unmittelbar abzulesen. Sie bildet aber die Hintergrundperspek-

pektivik, die orientierende Maßgabe in der Behandlung und schon — weil dessen, was politisch heißen soll — in der Bestimmung politologisch relevanter Sachverhalte; eine Folie, die allerdings durchscheint, vor allem in Diktion und Gestik der Sprache, die bei allen inzwischen üblichen Entlehnungen aus fremden Begriffsbeständen doch immer noch die Identität eines Paradigma-Lagers in jeweils eigenen Färbungen erkennen läßt, oft so, daß von Verschiedenem die Rede scheint, wenn vom Selben gesprochen wird, etwa vom 'Staat'. Doch nur das Gegenteil wäre verwunderlich. Denn wie die historischen, sozialen und politischen Kontexte ihrer Ursprünge, so sind auch die ideologischen und wissenschaftlichen Schicksale der drei Paradigmen derart weit voneinander entfernt, daß ihre Auffassung als Momente einer gemeinsamen Wissenschaft noch kürzlich befremdet hätte. Kürzlich, das heißt in Deutschland: noch während der Weimarer Republik, als der Soziologe Karl Mannheim aus eben diesen Gründen fragen konnte, ob Politik als Wissenschaft überhaupt möglich sei (Mannheim 1952, 95 ff.).

Das alte Politikdenken, dessen Tradition nach dem Faschismus als ontologisch begründete politische Ethik wiederbelebt wurde, konnte sich nach dem Untergang der attischen *Polis*, aus deren Hoch- und Spätzeit es seine Impulse empfing und von deren realer Voraussetzung samt ihren sozio-ökonomischen Grundlagen es sich letztlich nicht ablösen läßt, nochmals der römischen Staatlichkeit anpassen, über Polybios vor allem in Cicero. Je mehr sich dieser 'Staat' aber zum Imperium auswuchs, zum *Reich*, desto mehr ging die Reflexion des Politischen in Theologie unter, zunächst, 'ziviltheologisch', als Vergöttlichung des Kaisers, worin Politik mit Kult zusammenfiel, sodann, in antipolitischen Reaktion darauf, als christliche Abkehr von einer den Dämonen unrettbar verfallenen Welt. Nach ihrer thomistischen Wiederaufnahme im späten Mittelalter konnte die alte 'Politik' zwar auch akademische Gestaltungen finden, in den Artistenfakultäten der frühneuzeitlichen Universitäten, auch noch im Rahmen der absolutistischen Kameralistik, aber diese Institutionalisierungen lösten sich dann in einem mehrere Jahrhunderte währenden Prozeß der Ausdifferenzierung sozialwissenschaftlicher Einzelfächer auf, in denen sie allenfalls als Motivbestand weiterwirken konnte.

Dieser Prozeß war aber bloß evolutionäres Moment eines weit umfassenderen, nämlich der Entstehung und Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft und damit der dieser entsprechenden dritten großen Politikform nach Polis und Reich in der abendländischen Geschichte, des *Nationalstaats*. An dessen Realität ist ein spezifischer Staatsbegriff gebunden, wovon wiederum der geläufige Begriff des Politischen weitgehend bestimmt ist. Selbstverständlich vermochte das alte Politikdenken we-

der, diese neue Wirklichkeit, wie immer verzerrt auch nur, zu spiegeln, noch normativ in ihr hilfreich, also ideologisch tauglich zu sein. Denn 'Staat' konnte in ihr nicht den gemeinschaftlichen Status einer Gesellschaft bezeichnen, in dem sich die ihr angehörenden Menschen nach innen als Einzelne verpflichtet und nach außen als Gesamtheit vertreten wissen, sondern nur noch einen Zustand dieses Gemeinsamen, worin es sich als aus der Gesellschaft herausgelöst, als von ihr abgetrennt und wie eine fremde Macht ihr gegenübergestellt ergibt. Was im Gedanken der Polis ethisch und in dem des Reichs religiös vermittelt war und in deren Wirklichkeiten wenigstens scheinhafte Bestätigungen fand, das Einzelne und das Ganze, Individuum und Gesellschaft, Privatheit und Öffentlichkeit, Societas und Civitas, das ist nunmehr derart faktisch auseinandergefallen, daß keine Philosophie und keine Religion es mehr zusammenbinden kann.

Das zweite, das analytische Paradigma der Politologie ist aus dieser Wirklichkeit erwachsen, aber es sind heterogene, teils in vollendetem Widerspruch zueinander stehende Reaktionen darauf, die sich synkretistisch in ihm mischen, wie ja auch diese Wirklichkeit selbst, vom Absolutismus bis zum parlamentarischen Verfassungsstaat, höchst verschiedene Gestaltungen angenommen hat. Machiavelli ist aus ihrem ambivalenten Entwicklungsbeginn zu deuten, die großen Staatsdenker von Hobbes bis Hegel sind es aus den Stadien der Verfestigung dieser institutionellen Realität noch in den Schüben ihrer revolutionären Anfechtung. Die konfessionell geladenen Bürgerkriege der frühen Neuzeit wirkten als initiiierende Nötigung zur Trennung des Politischen als Staat von der Gesellschaft; der absolutistisch erzeugte Juristenstand, vertreten etwa in Gentili oder Grotius, sah sich evident berechtigt, den Theologen Schweigen zu gebieten. Denn sollte er den Frieden gewährleisten können, so mußte der Staat religiös abstinenter sein: eine institutionalisierte Häresie also, aber nur die Instanz des als neutral anerkannten Gewaltmonopols konnte der Verteufelung des Feindes die Schranken setzen, die sie zur unblutigen Privatsache macht, den Krieg zwischen Bürgern mittels Polizei sistieren und den zwischen Staaten durch völkerrechtliche Absprachen 'hegen' (Carl Schmitt). Politikdenken wurde wesentlich Staatsdenken, in dessen Zentrum die Begriffe der 'Souveränität' und der 'Staatsräson' standen, worin die metaphysische Überhöhung, also Vergötzung seines Objekts als eines übermächtigen Subjekts möglich und besonders im Kontext des deutschen Kaiserreichs ideologisch wirksam wurde.

Doch im gleichen Zuge, in dem der Staat als das verselbständigte politische Leben der Sozietät eine Betrachtungsweise auf sich ziehen konnte, die ihn als wahrhaft unbedingte Entität feiert, mußte sich das Augen-

merk auch darauf richten, wovon er sich löste, auf Wirtschaft und Gesellschaft in ihren neuzeitlichen, dann modernen Entfaltungen, wobei zugleich seine wirklichen Voraussetzungen, seine tatsächliche Bedingtheit sichtbar und daher seine Funktionen innerhalb der gesellschaftlichen Totalität erkennbar wurden. Zu den Quellen und Bestandteilen des analytischen Paradigmas gehören deshalb, neben den juristischen Traditionen der Staats- und Staatsrechtslehre, auch die Entwicklung der Politischen Ökonomie, einschließlich ihrer Kritik durch Marx, und vor allem dann die Tendenzen, aus denen sich die eigene Wissenschaft von der Gesellschaft herausbildet, mithin auch diese selbst, die Soziologie.

Von ihrem Mitbegründer im Sinne strikter Wissenschaftlichkeit, Max Weber, stammt, im Revolutionswinter 1918/19 gegeben, die Definition, Politik sei "Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung, sei es zwischen Staaten, sei es innerhalb eines Staates zwischen den Menschen, die er umschließt"; das entspreche, so fügte er hinzu, "im wesentlichen ja auch dem Sprachgebrauch" (Weber 1958, 494). Diese trockene Bestimmung, in deren Kontext nebenbei vermerkt wird, "das entscheidende Mittel" der Politik sei die Gewaltsamkeit (ibid., 540), darf als orientierende Prämisse des zweiten Paradigmas gelten. Freilich wird inzwischen, im Zeichen von Überlebenszwängen zur 'antagonistischen Kooperation' zwischen Supermächten und der verzehrenden Relativierung aller Souveränität und ihrer Räson nach außen und — zumindest in der westlichen Welt — auch nach innen, vom Staat nicht mehr derart gesprochen, wie es sich für Weber im gerade vergehenden Zeitalter imperialistischer Nationalstaaten Europas noch von selbst verstehen mochte: als von einer der Gesellschaft hierarchisch übergeordneten Steuerungszentrale wesentlich eigener Macht und selbständigen Willens. Politikwissenschaftlich ist 'Staat' vielmehr weithin ein veralteter Ausdruck für eines der gesellschaftlichen Subsysteme, des politischen — zugleich die Formel seiner Selbstbeschreibung (Luhmann, 1984, 102) —, dessen funktionale Leistung für die anderen, das wirtschaftliche, rechtliche etc. — in deren interne Reproduktionszusammenhänge es nicht oder nur destruktiv eingreifen kann, während es von ihren jeweiligen Problemlösungsfähigkeiten abhängig ist — in der Produktion und Durchsetzung kollektiv bindender Entscheidungen besteht. Davon abgesehen aber gilt Webers Diktum für alle politische Realität, wie immer sie sich in den ihr je eigenen Ideologiemustern selbst erscheint, für die der 'Polis' und des 'Reichs' nicht minder als für die des 'Nationalstaats' und der gegenwärtigen Strukturen, für die ein zusammenfassendes Stichwort erst den Nachgeborenen sich ergeben kann: Stets ist Macht die Fähigkeit zu zwingen, Gewalt eines der Mittel, dessen Besitz diese Fähigkeit ausmachen kann, und politische Macht die sozialrelevante Potenz, den Einsatz dieses Mittels glaubhaft androhen zu können.

Auch in wissenschaftstheoretischer und methodologischer Hinsicht ist die Soziologie die entscheidende Bezugswissenschaft des zweiten Paradigmas, mit dem sie zudem in einem eigenen Zweig 'Politische Soziologie' konkurriert, dessen Interessensfeld sich von erfahrungswissenschaftlich verstandener Politologie plausibel nicht abgrenzen läßt. Die Debatten über das Postulat, Sachaussagen seien von Werturteilen zu trennen, und über das Problem, wie dies bei der Zugehörigkeit des Sozialwissenschaftlers zu seinem Gegenstandsbereich methodologisch hinreichend gelingen könne, haben ja als szientifische Selbstreflexion der Soziologie stattgefunden, die Politikwissenschaft war dabei bisher kaum mehr als Erbe und Zaungast. Das Positivismus-Verdikt — wiederum am schärfsten innerhalb der Soziologie selbst ausgebildet — der beiden anderen Paradigmen betrifft also wesentlich die Soziologie. Höchst verschieden nimmt sich aber natürlich aus, wie es jeweils erhoben wird. "Steht und fällt" die Politische Wissenschaft "mit dem Anerkenntnis, daß das Fällen von Werturteilen, die Bestimmung des aufgegebenen Zieles menschlichen Handelns und Zusammenlebens, die Erörterung des 'Staatszweckes', eine legitime wissenschaftliche Aufgabe" sei (Hennis 1963, 56), dann ist im analytischen Paradigma der wahre Imperativ aller Politikreflexion traurig verfehlt. Wird dagegen in der geschichtlichen Evolution eine humanistische Teleologie ausgemacht — oder wenigstens angemahnt —, so ergibt sich der Verzicht auf die moralische Bewertung sozio-politischer Lagen als verkappte Apologie je bestehender Herrschaftsverhältnisse und die methodologische Begründung solcher Bescheidenheit als der Zynismus des Herrschaftsinteresses.

Das erste Paradigma ist von der Absicht bestimmt, noch der hochkomplexen Realität moderner Industriegesellschaften die am Ideal der Polis und seinen ontologischen Prämissen erhobenen Normen politischer Tugend einzuziehen. Dabei mag ihm sogar ein Schein von Wirkmöglichkeit aufleuchten, insofern das politische System einerseits durch formale Egalisierung der Zugangs- und Beteiligungschancen an 'staatsbürgerlicher' Relevanz gewonnen, andererseits im Zuge funktionaler Differenzierung an Herrschaftsrelevanz — und damit auch eine an purer 'Staatsräson' orientierte politische Ethik an Bedeutung — verloren hat. Das zweite Paradigma will diese Realität, mit deren historischer Genese es sich selbst herausgebildet und abgewandelt hat, in ihren Funktionszusammenhängen und Entwicklungsdynamiken derart adäquat beschreiben, daß auch nicht-spekulative prognostische Aussagen möglich werden und in den diskursiven Kontext sozialer und politischer Auseinandersetzungen um die Wunsch- und Vermeidbarkeit von Evolutionsschritten in Antizipation ihrer Folgen eingehen können. Das dritte Paradigma ist Fundamentalkritik dieser Wirklichkeit in der Perspektive ihrer vollkommenen Umwälzung und Ersetzung durch eine ganz andere.

Diese ganz andere Realität, worin sich auf höchstem Entwicklungsniveau die menschliche Sozietät wieder als die herrschaftsfreie Gemeinschaft entfalten kann, die sie in ihren Anfängen primitiv war, soll aus der 'Aufhebung' zweier Spaltungen erwachsen müssen, die einander bedingen, der zwischen sozialen Klassen und der zwischen Gesellschaft und Staat. Dem dialektischen Paradigma, das in all seinen Variationen direkt oder vermittelt an Marx anknüpft, sind Staat und Politik wesentlich kongruent: "Die Politik konstituiert sich mit dem Staat" (Deppe 1983, 98) als dem bürgerlicher Gesellschaft und kapitalistischer Produktionsweise adäquaten und spezifischen Herrschaftsorgan, das sich scheinhaft neutral und verselbständigt über ihnen erhebt; es wird mit den ökonomischen Voraussetzungen der Klassenspaltung prinzipiell hinfällig und stirbt daher mit dieser dann allmählich ab (Engels). Strukturveränderungen und Verfahrenswandel im politischen System, Modalitäten der Beteiligung an ihm, deren intendierte und nicht-intendierte, stabilisierende und pathogene Folgen für andere Teilsysteme und das Gesamtsystem, ihre Bedeutung für die Bewältigung von System-Umwelt-Friktionen etc. —: solche Phänomene und Probleme können sich im Schatten der überlebensgroßen Figur 'Staat' und ihrer stets gleichen Herrschaftsfunktion, worin sie bloß Formvarianten darstellen und bezeichnen, kaum hinlänglich klar abbilden und geraten daher, obwohl sie zugestandenermaßen von großer handlungspraktischer Relevanz sind, nur bereits definiert ins analytische Blickfeld — sogar eher noch, wo sie, wie im zweiten Paradigma, das Interesse bestimmen, unter den ideologiekritischen Verdacht, von dieser Figur ablenken zu sollen.

Unter der Prämisse jener Gestalt, mit der die Identität des dialektischen Paradigmas selbst steht und fällt, hat aber die politische Wissenschaft vier Aufgaben. Erstens die der Ideologiekritik an der 'Verdoppelung' der Sozietät in Gesellschaft und Staat, wie sie beim frühen Marx angelegt ist; zweitens die der Aufdeckung des Klassenkampfcharakters politischer, also im Rahmen des 'Staates' stattfindender Auseinandersetzungen, wie sie Marx vor allem in den 'Frankreichschriften' exemplarisch erfüllt hat; drittens die der Analyse staatlicher Funktionen für die dynamische Reproduktion des kapitalistischen Gesamtsystems nach Maßgabe der in Marx' »Kapital« entfalteten Einsichten. Diese drei Aufgabenbereiche sind, viertens, als Momente einer Konzeption von Handlungspraxis in der Perspektive miteinander in Beziehung zu setzen, zugleich mit der letzten, der bürgerlichen Form der Klassenspaltung den ihr entwichenen Dualismus von Gesellschaft und Staat zu annullieren, Politik also wieder — erstmals herrschaftsfrei — zu vergesellschaften, womit sie verschwindet. Im dialektischen Paradigma, dessen intimes Stichwort die Hegelsche 'Aufhebung' von Widersprüchen ist, kann die Wissenschaft von der Politik nur die Wissenschaft von der Überwindung der

Politik als eines Ausdrucks von Widersprüchen sein: anti-politische Politologie.

In der westdeutschen Politikwissenschaft — im übrigen aber auch international — hat das dritte Paradigma lange Zeit kaum eine Rolle gespielt. Das Fach wurde ja wesentlich als Hilfe zur Einübung einer durch Obrigkeitsstaat und Faschismus autoritär geprägten Bevölkerung in demokratische Regeln installiert, vor allem seitens der amerikanischen Besatzungsmacht. Es hatte bildungspolitischen, pädagogischen Auftrag als 'Demokratiewissenschaft' (vgl. Kastendiek 1975, 52 ff), zunächst in antifaschistischer Umerziehungs-, dann in antikommunistischer Immunisierungsperspektive, wobei beide Dimensionen in Begriff und Konzeption des 'Totalitarismus', dem der 'Pluralismus' entgegengesetzt ist, der 'geschlossenen' also die 'offene' Gesellschaft (Popper), zu derselben werden durften. In dieser Situation konnten sich die 'Schulen' des ersten, des normativ-ontologischen Paradigmas als Vertretung des Gebots der Stunde begreifen und in vorwiegend ideengeschichtlicher Forschung und Lehre darum bemüht sein, "die bestehenden Machtverhältnisse zu legitimieren und damit zu stabilisieren" (Sontheimer 1970). Doch in dem Maße, in dem das Fach darauf angewiesen war, sich als akademische Disziplin nicht bloß durch guten ideologischen Willen auszuweisen, sondern auch mittels wirklichkeitsbezogener Aussagen vor allem über das politische System der Bundesrepublik Deutschland, auch im Vergleich mit anderen, und über das System der internationalen Beziehungen dieser Systeme — in dem Maße mußten die empirischen Nötigungen des zweiten Paradigmas dringlicher und besonders die Fragestellungen und Methoden der modernen amerikanischen Soziologie und political science relevant werden. Aber obwohl sich dies bereits in den 50er Jahren deutlicher auswirkte, zerfiel die als konzeptioneller Grundkonsens erscheinende Bindekraft des Auftrags der Disziplin doch merklich erst um die Mitte der 60er Jahre. Durch das Eindringen des dritten Paradigmas im Kontext der 'Studentenrevolte', womit die durch Faschismus und Antikommunismus abgerissenen und verschütteten Stränge marxistischer Gesellschaftsanalyse wieder aufgenommen und erneuert wurden, beschleunigte sich dieser Zerfallsprozeß dann zwar vehement, doch wurde damit reaktiv zugleich noch einmal eine Verhärtung der Lager-Doktrinen erzeugt.

Inzwischen sind die Turbulenzen, die damit verbunden waren, wie im Leben der Gesellschaft so auch in dem des Faches weithin abgeklungen. Ohne daß die normativen Intentionen des ersten Paradigmas preisgegeben worden wären und die radikale Kritik des dritten ihre Grundlagen verloren hätte, beherrscht doch die methodologische Akririe des zweiten wissenschaftstheoretisch kaum noch angefochten die Szene. Mit der

Übernahme der englischen Begriffstriade Polity, Politics und Policy hat auch die deutsche Politikwissenschaft ihren Forschungsbereich neu zu strukturieren und differenzierteren Fragestellungen zuerschließen begonnen. Während unter Polity die formalen Regeln und institutionellen Ordnungen der Politik verstanden sind, auf die das Interesse des ersten Paradigmas sich von Haus aus vornehmlich richtet, unter Politics die Prozesse interessenbestimmter Konfliktaustragung, nach denen das dritte immer schon besonders fragt, wird unter Policy der Inhalt politischen Handelns befaßt, der materiale Bereich konkreter Politiken aufgefächert und analysiert, worin das zweite Paradigma sein mehr und mehr ins Zentrum des Faches rückendes Themenfeld hat. In diesen sachlichen Differenzierungen, die als Pointierung von Aspekten eines Zusammenhangs keine strikten Abgrenzungen implizieren, relativiert sich die weltanschauliche Differenz der Paradigmen: mit ihrer Interpretationskraft schwindet ihre Fähigkeit zur Vorbestimmung wissenschaftlichen Fragens. Damit hat die Politologie die Schwelle einer speziellen Sozialwissenschaft erreicht, die ihren komplexen Gegenstand plausibel eingrenzen und sich der Methodik seiner Untersuchung und Beschreibung theoretisch und forschungspraktisch adäquat versichern kann, nämlich vor allem ohne normative Projektionen.

Literatur:

- F. Deppe, 1983, Vergesellschaftung und Politik. Zur politischen Theorie von Karl Marx. In: Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt am Main/Marx-Engels-Stiftung, Wuppertal (Hg.), "... einen großen Hebel der Geschichte". Zum 100. Todestag von Karl Marx: Aktualität und Wirkung seines Werks, Frankfurt/Main.
- W. Hennis, 1963, Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft, Neuwied am Rhein/Berlin.
- H. Kastendiek, 1975, Desintegration einer Integrationswissenschaft. Konstituierung und Wandel der westdeutschen Politologie. In: B. Blanke, U. Jürgens, H. Kastendiek, Kritik der Politischen Wissenschaft. Analysen von Politik und Ökonomie in der bürgerlichen Gesellschaft, 2 Bde., Bd. 1, Frankfurt/New York.
- N. Luhmann, 1984, Staat und Politik. Zur Semantik der Selbstbeschreibung politischer Systeme. In: Politische Vierteljahresschrift — Sonderheft 15, Opladen.
- K. Mannheim, 1952, Ideologie und Utopie, 3. verb. Aufl., Frankfurt/M.
- M. Mols, 1985, Politikwissenschaft. In: D. Nohlen (Hg.), Pipers Wörterbuch zur Politik, Bd. 1 (Politikwissenschaft, N-Z), München.
- H. Münkler, 1985, Politikwissenschaft. Zu Geschichte und Gegenstand, Schulen und Methoden des Faches. In: I. Feischer, H. Münkler (Hg.), Politikwissenschaft, Begriffe-Analysen-Theorien. Ein Grundkurs, Reinbek bei Hamburg.
- V. Sellin, 1978, Politik. In: O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 4, Stuttgart.
- K. Sontheimer, 1970, Wozu studiert man eigentlich Politische Wissenschaft? Plädoyer für eine in Verruf geratene Disziplin mit Zukunftschancen. In: »Die Zeit« vom 27.2.
- D. Sternberger, 1983, Das Wort 'Politik' und der Begriff des Politischen. In: Politische Vierteljahresschrift, 24. Jhg./Heft 1, Opladen.
- M. Weber, 1958, Politik als Beruf. In: Ders., Gesammelte politische Schriften, 2. erw. Aufl., neu herausgegeben v. J. Winckelmann, Tübingen.
- * Erscheint als Stichwort 'Politische Wissenschaft' in: »Enzyklopädisches Wörterbuch zu Philosophie und Wissenschaften«, hrsg. v. H. J. Sandkühler, Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1989.

TAZ NOST

WO ANDERE MAUERN



FÜR PERESTROIKA IN DER PRESSE

Die folgende Bestellung kann innerhalb von 7 Tagen schriftlich widerrufen werden (Poststempel) — bei taz-Abo, Wattstraße 11-12, 1000 Berlin 65



DIESE ZEITUNG KANN ICH NICHT LINKS LIEGEN LASSEN!

Ich bestelle die taz

☐ 4 Wochen für 25 Mark

☐ 8 Wochen für 50 Mark



bei:
taz-Abo
Wattstr. 11-12
1000 Berlin 65

DIESES ABO VERLÄNGERT SICH NICHT AUTOMATISCH!

Name, Vorname:

Straße, Hausnummer:

PLZ / Ort:

Datum, Unterschrift:

☐ Verrechnungsscheck liegt bei ☐ Bargeld liegt bei

Diese Bestellung kann innerhalb von 7 Tagen schriftlich widerrufen werden (Poststempel) — bei taz-Abo, Wattstraße 11-12, 1000 Berlin 65.
Davon habe ich Kenntnis genommen.

Datum, Unterschrift:

Matthias Beltz / Heinrich Pacht

Vergangenheitsbewältigung

Wie die Linken glauben, daß es sich die Rechten zu einfach machen, wenn sie über den Faschismus reden. Also eine Parodie auf die linke Kritik am Historikerstreit. Oder: die Hauptfrage ist doch, wo liegt der Fehler. Jeder fragt doch immer, wo liegt der Fehler. So kam es zu dem geflügelten Wort: Das war der Fehler.

"Herr Präsident, meine Damen und Herrn!
Hier stehe ich und zwar recht gern.
Ich komme draußen vom Ausland her
Und muß Ihnen sagen, es erschüttert mich sehr,
Wie dort von gewissen Kreisen und von langer Hand
Kritik gesteuert wird gegen unser Vaterland.
Ich spreche trotzdem ohne jede Befangenheit
Heute von unserer zweitjüngsten Vergangenheit.

Die Gegenwart hat ihre Geschichte.
Und zwar eine komplexe und keine schlichte.
1933 — es ist eben schon lange her,
Und die Erinnerung daran fällt allen schwer —
Sind wir hier überrumpelt worden
Von hundsgemeinen Hunnenhorden.
Die Weimarer Republik, seien wir doch mal ehrlich,
War verfassungsrechtlich plebiszitär gemeingefährlich:
Ein jeder schlug auf jeden ein,
Es wollten die Bürger nicht einig sein.
Im Chaos gab es keinen festen Halt,
Statt dessen herrschte die nackte Gewalt.

Es fehlte einfach die Autorität.
Und plötzlich war es dann zu spät.
Klammheimlich — oder war's ganz offen? —
Sind fremde Männer eingetroffen.
Sie übernahmen über Nacht
In diesem Staat die Übermacht.
Wir alle waren zur Rechtsstaatlichkeit fest entschlossen.
Da haben sie — die Fahne hoch — die Reihen fest geschlossen.

So daß uns nur noch übrigblieb
Der Aufbau- und der Arbeitstrieb.

Sie erließen Gesetze und neues Recht.
 Das war auf dem Wirtschaftssektor gar nicht mal schlecht.
 Ach, meine Damen und Herrn von der Opposition,
 Ihre Zwischenrufe kenne ich schon.

Ich erlaube jetzt keine Zwischenfrage
 Und fahre fort in meinem Bericht zur damaligen Lage.

Und auch die Bürger draußen im Lande
 Litten nicht mehr an nationaler Schande.
 Doch waren die Nazis auch beraten
 Von asiatisch-bolschewistischen Taten.
 Hinter Draht und in manch einem Lager
 Waren Menschen, saß sogar mein Schwager.
 Doch von dem Unrecht damals niemand wußte,
 Weil keiner davon wissen mußte.
 Die meisten Menschen taten nur ihre Pflicht.
 Und das ist heute noch so, oder etwa nicht?

Da der Vater von allen Dingen
 Der Krieg ist, mußten wir ihn auch noch bringen.
 So kommandierten uns die fremden Herrn.
 Wir taten, was sie wollten — gar nicht gern.
 Wir konnten uns von ihnen nicht befrei'n;
 Wir war'n nach innen emigriert und so allein.
 Doch ging der Krieg nach manchem Sieg zu Ende.
 Erst kam der Rückzug, dann die große Wende.
 Und darum telefonierte Konrad Adenauer
 Mit der Armee von General Eisenhower.
 Nach der großen Schlacht am Big Horn
 War der Zweite Weltkrieg für uns verlor.

Geschlagen wurden die braunen Horden,
 Sie sind auch später nicht wieder gesehen worden.
 Mit amerikanischer Hilfe sind wir wieder gesund
 Und stehen hier auf freiheitlich demokratischem Grund.
 Und darauf bleiben wir auch stehen,
 Denn irgendwie muß es ja weitergehn.
 Drum schließe ich mit einem Wort der Witwe Bolte:
 Lesen Sie die Werke von Ernst Nolte.

(aus: Pacht/ Beltz »Das Geheimnis der Aktentasche: Terror, Staat und Trauer
 — Ein deutsches Drama«; Uraufführung am 17. Februar 1988)

Hans-Dieter Bamberg

Der Kern der Haselnuß

oder Ein gut bezahltes Heldenleben

Aus den neuesten Erinnerungen Dr. Barzels*

Da werden uns doch oft, wenn es gegenwärtig schäbig, korrupt bis klammottenhaft zugeht bei der konservativen Machtausübung, die alten Zeiten vorgehalten, als noch Adenauer selber und seine Mannen streng, aber solide herrschten. Einer, in diesen frühen Jahren am Schalthebel der Macht, Dr. Rainer Barzel, strömte beides aus: in seinen Reden altfränkische Strenge und moraltriefende Würde und im Verhalten das glatt Technokratische der neuen Politikergeneration, der es um wenig mehr als um den eigenen Aufstieg und den Machterhalt geht. Das neue Buch von Barzel gibt Anlaß, nach der Kontinuität der deutschen Rechten zu fragen. Auch, ob so einer wie Barschel tatsächlich der große Außenseiter der Konservativen war.

Die Selbstbeweihräucherungen von Politikern geben für solche Fragen nicht viel her. Aber sie sind Anhaltspunkte, und sie vermitteln viel von der Unfähigkeit unserer politischen Klasse, Realitäten außerhalb ihres eigenen Machtapparats und ihrer Karrieremechanismen zur Kenntnis zu nehmen, zu lernen und das zu tun, wovon Konservative auf dem Papier und in schönen Reden schwärmen: an das Ganze und an die Zukunft zu denken und ohne Einfluß von aktuellen Stimmungsschwankungen das Beste durchzusetzen.

In Kenntnis seines Verhaltens kann ja auch der Versuch, wesentliche Unterschiede zwischen Adenauer und seinen Nachfolgern zu beklagen, nur ironisch gemeint sein. Es gibt ausreichend Belege dafür, daß Adenauer mindestens in dem Maße, wie es spätere Politiker praktizierten, anfällig für Versuchungen des Geldes und der Macht war. Sein Rat an den damaligen Präsidenten Kennedy, das Problem Kuba mit einem atomaren Bombardement zu lösen, paßt da ins Bild.

Rainer Barzel also — er hatte politisch viel erreicht: CDU-Vorsitzender, Minister, beinahe Kanzler, Bundestagspräsident. Nun, nach mehreren gut verkauften Büchern über immer dasselbe, nämlich über Rainer Barzel und die von ihm mitgestaltete Politik, erzählt er als elder statesman wieder einige "Geschichten aus der Politik". Die suggerierten Enthüllungen sind sparsam über den Text verteilt und betreffen im wesentlichen "Freunde" aus der CDU mit Helmut Kohl an der Spitze. Faszinierend ist, wie selbstbewußt ein Politiker, der sprichwörtlich die Sprechblasenkultur unserer politischen Klasse und deren ölige Präsentation verkörpert, einfach ausführlich belegte Unregelmäßigkeiten und Unverantwortlichkeiten verdrängt mit der moralgetränkten Rechthaberei der deutschen Rechten. Da wird nicht argumentiert oder belegt, da wird behauptet. In knappen Sätzen in gehobenem Kommandoton, der wohl biblisch klingen soll, aber meist recht blöde ist: "Randvoll war mein Leben.... Politik ist Kampf, ist Geduld, ist Höflichkeit, ist auch Diskussion.... Laß' Fragen nicht am Wegesrand, antworte und verantworte." Der Sprücheklopfer gerät selten nahe an solide Einsichten, die zu zweifelhaften Komplimenten werden: "Gegen Linke ist ein Witz, ein Bonmot oder so etwas immer wirksam. Rechte haben Jalousien vor den Augen und tragen Bretter vor dem Kopf. Da hilft nichts."

Natürlich wüßte man gern, wie Leute wie Barzel groß wurden und warum ausgerechnet sie uns regieren. Daß sie viel gelernt hätten, ist nicht festzustellen. Doch man freut sich schon über manche Altersweisheit von Konservativen, die aus Kreuzrittern zu bedächtigen Reaktionären mit liberalen Zügen werden. Barzel kommt wie viele der Aufbaugeneration der 50er Jahre aus dem konservativ-sozialen Katholizismus, wo sich Biedersinn, Dogmatismus und eine Scheuklappensicht der Wirklichkeit so verbinden, daß Scheinheiligkeit als gut gemeinte Naivität erscheint: In »Briefen von der Front« hatte Barzel Bedenken, ob er "auf der falschen Seite" kämpfe. Die "zwiespältige Zerrissenheit" der "Jugendjahre" markierten dann die Goldene Frontflugsperre und das Eiserne Kreuz — und auf der anderen Seite: das Verbot eines katholischen Jugendclubs, die Schließung eines Jesuiten-Gymnasiums, Beschwerden wegen der Verbreitung von Predigttexten Bischof von Galens, die Betreuung einer jüdischen Familie. Aber so recht war daran wohl eigentlich nur das Schicksal schuld. Barzels Resümee: "In meinem Buch »Das Formular« habe ich mich bemüht, Wut und Ohnmacht auszudrücken, welche für den 'kleinen Mann' die Unmöglichkeit wie die Unfähigkeit bewirken, politisch etwas ändern zu können..."

Konservative Populisten haben es schwer; sie können weder beim Volk noch bei seiner Elite so ganz richtig nach Schuldigen suchen. Barzel rügt die Vergangenheitsbewältigung Richard von Weizsäckers, so den Unter-

schied zwischen einem die Fakten beachtenden liberalen Konservativen und einem Gesinnungs-Konservativen dokumentierend: "Der Feststellung des Bundespräsidenten von Weizsäcker in seiner Rede vom 8. Mai 1985 kann ich nicht zustimmen. 'Wer seine Augen und Ohren aufmache', führte er aus, 'wer sich informieren wollte, dem konnte nicht entgehen, daß Deportationszüge rollten.' Ich halte mich weder für blind noch für taub. Ich kann diese Wahrnehmung nicht bestätigen." Und mit praktischem Verstand fragt der seine Heldentaten vom Schreibtisch aus konzipierende Barzel, wem man damals Briefe schreiben oder Interviews hätte geben sollen: "Und an wen hätte sich wenden sollen, wer sich über eine geheime Reichssache informieren wollte?"

Der Aufstieg Barzels ging nach dem Krieg zügig vonstatten. Die neue Demokratie brauchte Personal. Barzel las Bücher über "Geschichte und Philosophie", studierte und kam übers Artikel- und Briefschreiben (u.a. an den Bundespräsidenten Heuss und "diese großen Herren" bzw. "die damals politisch Großen") in Kontakt mit maßgeblichen Politikern. Eine erste Schrift Barzels hieß »Grundzüge zeitnaher Verfassungspolitik«. Darin heißt es im Hinblick auf die "tatsächlichen Machtverhältnisse", "eine herkömmliche Ausbalancierung der Staatsgewalt unter die drei Gewalten ist nicht mehr ausreichend, da bedeutendere Mächte ein maßgebliches Wort mitreden. Die Gewerkschaften, die Parteien, das Kapital, der Film, die Presse, der Funk müssen von der Verfassung als die realen politischen Mächte erkannt, ins rechte Verhältnis zueinander und zum Staat gesetzt und wie die drei Gewalten ausdrücklich dem Recht unterworfen werden."

Ob wegen solcher Erkenntnisse und Perspektiven oder wegen anderer Gründe, Barzels Briefe wurden oft beantwortet. "Zentrumsführer Carl Spiecker" stellte den jungen Barzel aufgrund einer solchen Korrespondenz und eines Gesprächs als Sekretär ein. Damals meldete Barzel sich auch in Zeitschriften "zu Wort". Und wie das Leben mit Aufsteigern so spielt, fing es dann bald damit an, daß Barzel zur Wirksamkeit und zum Aufstieg gebeten wurde. Nachdem er "auf Bitten einige Vorträge" gehalten hatte, rissen sich die Verlage um ihn. 1947 erschienen Barzels »Geistige Grundlagen der politischen Parteien«; ein "priesterlicher Freund" hatte die Sache für Barzel mit dem Verlag gemanagt. Ein Jahr später wurde ihm das "innenpolitische Ressort" des »Rheinischen Merkur« sowie die Leitung des Bonner Studios des NDR angeboten. Student Barzel war souverän genug, dieser "Versuchung" vor Abschluß seines juristischen Examins zu widerstehen, und beließ es bei einer Wochenkolonne — so lernend, was er dann "Ende der siebziger Jahre, älter geworden, als Kolumnist für »Die Welt« und »Welt am Sonntag«" brauchen konnte.

Barzel wurde nach seinem Studium Ministerialrat in der Bonner Vertretung des Landes NRW, half mit, "Demontagen abzuwehren", und arbeitete in Europa als NRW-"Beauftragter" für die Montan-Union. Das »Europa-Archiv« "bat" Barzel alsbald, regelmäßig "über die ersten Schritte der Europäischen Gemeinschaft... zu berichten". Doch kümmernte sich Barzel auch um die Wiederbewaffnung, nicht ohne dabei konkret nachzusehen — und sich zu beruhigen; die alten Kameraden waren wieder da: "Ich traf einen neuen Geist; ich traf alte Kameraden und frische Gesichter."

Barzel begab sich immer mehr in die Politik, von ihm als Kampf der Guten gegen die Schlechten gezeichnet, zuweilen mit der Komplikation, daß das Schlechte Einfluß nimmt auf die Partei der eigentlich Guten. Jedenfalls war es zu Anfang günstig für Barzel, in der CDU von NRW aufzusteigen. Dort gab es klare Verhältnisse: "... bewirkte die große Zahl unserer Mitglieder, die sich der christlichen Gesellschaftslehre beider Konfessionen verpflichtet fühlten, eine straffere, einheitlichere Wirklichkeit."

Das Glück ist aber unbeständig. Ein "fliegender Wechsel der FDP" ergab einen SPD-Ministerpräsidenten. Der vorige, Karl Arnold, erschien dem Besucher Barzel als eine Art Märtyrer. 1987 noch beschreibt Barzel, wie ein Berufspolitiker ohne Macht nackt dasteht und ihm, wie später bei Barzel selbst, die normalsten Dinge zur Fronarbeit werden: "Einsam war er und voll quälender Fragen. Er öffnete seine Briefe selbst und schrieb Antworten wie Reden mit der Hand. Das ging ans Herz. Diese unbeirrbar Beharrlichkeit, weiterzumachen, den Menschen zu dienen; diese stille Tapferkeit eines Mannes, dem noch gestern Beflissene und Bedienstete jeden Wunsch von den Augen abgelesen hatten, bevor er ihn nur äußern konnte. Nun waren die Katzbuckler entflochten. Arnold war einsam. Ich begann, ihm zu helfen."

Klar, daß bald darauf der Vorsitzende der rheinischen CDU Barzel "bat, ins CDU-Präsidium von NRW einzutreten". "Verabredet" war, daß ein Jahr später ein Bundestags-Mandat Barzels "politische Arbeit unterstützen solle." Offenbar entsprechend seiner Politik-Auffassung sagt Barzel auch später nicht, ob und was sich die Delegierten dabei gedacht hatten. Sie sollten es wohl gar nicht, er nimmt noch heute übel: "... fiel ich durch... ich habe noch öfter diese Art von 'Treue um Treue' erlebt — wie auch das Bessere, das sich nach dem Scheitern des Guten einstellt": Christdemokraten aus Paderborn machten ihn dann für lange Zeit zum Direktkandidaten für den Bundestag, und er wurde ihr Abgeordneter. 1960 wurde Barzel in den CDU-Bundesvorstand gewählt. 1962 war er schon "eingeladen", NRW-Minister zu werden; aber Barzel "wollte in

Bonn bleiben". 1963, als CDU-Fraktionsvorsitzender, hatte Barzel seinen Aufstieg weitgehend geschafft. Er wurde immer mehr fürs Gemeinwesen verantwortlich. 1966 begann er im Auftrag Adenauers mit der skandalträchtigen öffentlichen Finanzierung der Partei. Adenauer laut Barzel: "Die Partei brauche öffentliches Geld, dürfe nicht länger allein von Beiträgen und Spenden mehr darben als leben. Das sei einzusehen, meinte ich." Auf dem Umweg über den Geldbedarf kam man darauf, demokratische Selbstverständlichkeiten ernster zu nehmen: "Freilich müsse sich dann die Partei eine klare Statur, mit einem gewählten und verantwortlichen Vorstand zum Beispiel, geben." Barzels Reformen machten ihn bei einigen unbeliebt: "Da wuchsen Feinde zuhauf." "Mieslinge" machten ihm die Arbeit schwer.

Bescheiden macht Barzel in seinem neuen Werk auf seine Aktivitäten für die atomare Bewaffnung der Bundeswehr aufmerksam. Es ist nur die Rede davon, daß er als Bundestags-Neuling "die grundsätzliche Rede zur ersten Lesung halten" durfte. Stolz berichtet er die Wirkung: "Das Parlament geriet in Wallung", Wehner erhielt zwei Ordnungsrufe.

Unwägbarkeiten blieben; Barzel entwickelt sie in der Regel aus dem irgendwie im Menschen angelegten Hang zum Schlechten, über den auch die beste Moral und die stabilsten Institutionen nicht immer Herr werden. Die Wende weg von der Dominanz der Union begann schon 1958, als, in Barzels Worten, Heinemann (SPD) und Dehler (FDP) Adenauers Politik gemeinsam "fundamental" angriffen. Danach, berichtet Barzel jetzt, beauftragten ihn Adenauer und der CDU-Bundesvorstand, eine Studie über das Bild der Gegenwart und die Aufgaben der CDU zu verfassen. Der mutige Barzel "scheute sich nicht, unbequeme Wahrheiten... aufzuschreiben". Zum Beispiel, daß ein Wahlsieg der SPD zwar unerwünscht, aber möglich sei. Und daß die CDU fleißiger und lebendiger werden müsse. Die Jagd auf Wechselwähler hatte Barzel damals schon als abwegig durchschaut: Die Union habe "ihre Politik zunehmend nach Tageserfordernissen, Demoskopie und 'Randwählern' ausgerichtet und so den sie tragenden Kern vernachlässigt."

Bei Barzels Schilderung der »Spiegel«-Affäre von 1962 besticht, wie er die Fakten seiner Ideologie des Kampfes Gut-gegen-Böse zuordnet und wie er Politik schildert — so, wie sie sich Klein-Fritzchen zu Recht vorstellt: mal als staatsmännisches Gehabe, mal als Stück aus dem Tollhaus. Es galt ganz offenbar, nicht einen machtlüsteren Strauß durch Aufklärung und Mobilisierung der öffentlichen Meinung in die Schranken zu weisen und die Pressefreiheit zu verteidigen, nein, Barzel ging es darum, der staatstragenden Elite den aufgehetzten Mob vom Leibe zu halten. (Die "linke Kampfpresse", gegen die Stoltenberg 1987 den großen

Staatsmann Barschel verteidigte, läßt grüßen.) Nach der, immerhin, "überfallartigen Durchsuchung einer Redaktion" traten nicht so sehr Menschen auf den Plan als Schicksalsmächte: "Mit atmosphärischer Urgewalt" kam "ein gewittriger Orkan", "die Republik erschauerte", "die veröffentlichte Meinung stürmte,... raste und tobte gegen Strauß", "Gift und gieriges Feuer" breiteten sich aus, und selbst unser vieles durchschauender und ruhig bleibender Titelheld (es galt für ihn, "Stil und Richtung zu beweisen") "blickte in Abgründe, sah Intrigen". Das dumme Zeug geht weiter, ein richtiger Christ hat Durchblick, Würde und Stehvermögen: "Die beste Taktik in schwieriger Lage ist, so erkannte ich erneut, die eigene Meinung und die grundsätzliche Orientierung."

Damals kam aus der Union die Überlegung, die SPD an den Staatsgeschäften zu beteiligen. Laut Barzel sind da einige Hintergründe "noch nicht voll ausgeleuchtet" — eine Formulierung, mit der er wohl ein neues Buch androht. Der Jesuiten-Schüler weiß, daß auch im Vatikan über die Vorteile einer solchen Regierungsbeteiligung nachgedacht worden sei. Unter Hinweis auf ältere päpstliche Vorstellungen hielt Barzel diese Überlegungen aber für "gefährlich". Die Adenauer-Zeit ging gleichwohl dem Ende zu. Immerhin hatte Barzel damals noch keine unmittelbaren Nachteile daraus; er wurde in Adenauers letztem Kabinett gesamtdeutscher Minister, welches Amt er nach dem Übergang der Kanzlerschaft auf Erhard abgeben mußte. (Barzel zahlte, was er nicht beschreibt, heim und war der oberste Säger am Stuhl von Erhard. Eine viel zitierte Chiffre für politische Wahrheitsliebe wurde Barzels Spruch "Erhard ist und bleibt Bundeskanzler" unmittelbar vor dessen besonders von Barzel betriebenen Sturz.)

Manche Sozialdemokraten kommen bei Barzel ganz gut weg. So der ältere Wehner, bei dessen Erwähnung Saubermann Barzel schön verpackt auch was für die schmutzige Stahlhelm-Riege in der Union aufschreibt: "Ob Wehner nun, wie andere meinen, zeitlebens ein Kommunist war, der Anspruch hätte, in allen Ehren an der Kremlmauer bestattet zu werden, oder — wie ich meine — ein eigenwilliger, wirksamer und erfolgreicher Patriot sozialistischen Geblütes — sicher ist, daß seine Gestalt herausragte und auch in der historischen Betrachtung ihres besonderen Platzes gewiß sein kann." Jedenfalls hat Wehner zu Barzels Hochzeit ein Päckchen geschickt, hat auch über den Vatikan die große Koalition mit vorbereitet, war zwar gelegentlich "polternd" und "gemein" zu Barzel, aber er war es eben auch zu Brandt. Und er kooperierte auch schon mal mit Barzel gegen Brandt. Beim konstruktiven Mißtrauensvotum Barzels gegen Brandt, wo die sicher kalkulierten Stimmen nicht ganz zustande kamen, war Wehner laut Barzel entscheidend. Wehner

später zu Barzel, fast bedauernd: "Da hab' ich Ihnen weh tun müssen." Im selben Gespräch habe er noch Brisanteres über sich erzählt. Barzel: "Marxist ist er nie gewesen."

Noch besser kommt Schmidt bei Barzel weg, was ja nicht unbedingt ein schlechtes Licht auf Barzel wirft. Das Wichtigste steht wieder in einem knappen Diktum à la Moses oder Jesus (mit dem Barzel sich übrigens öfter vergleicht; der Verlag fand diese Sache so eindrucksvoll, daß er das auch in den Klappentext aufnahm: "Wie nahe 'Hosianna' und 'Crucifixe' in der Politik beieinander liegen, hat Rainer Barzel wie kaum ein anderer erfahren"): "Helmut Schmidt war kein Marxist", was der auch "öffentlich... bekannte". Barzel hat eben was für mutige Männer übrig. Und er war stolz, beim Begräbnis der Regierung Schmidt würdevoll den richtigen Ton gefunden zu haben. Ohne diese Fähigkeit bekommt man ja bei uns auch nicht die Säle voll oder kann stetig Bestseller schreiben: "Bleibt nachzutragen, daß es gelang, am 1. Oktober 1982 die Bundestagsrede zur Abwahl Helmut Schmidts so zu halten, daß nicht er, sondern seine Partei zerkratzt wurde."

Barzels Abstieg Anfang der 70er Jahre hing mit den Schwierigkeiten der Integration der Union nach mehreren erfolglosen Wahlkämpfen und einem gescheiterten Mißtrauensvotum zusammen; bei solchen Gelegenheiten bietet es sich an, Neuanfänge mit neuen Personen zu versuchen oder das so darzustellen. Die Sache hat aber auch speziell mit dem Aufstieg Kohls als einem vom Wirtschaftsflügel der Union und der Wirtschaft selbst favorisierten Politiker zu tun. Figuren wie Barzel, die damals ost- wie gesellschaftspolitisch gemäßigte Positionen einnahmen, gehörten in dieser Konstellation eher zur kurze Zeit bestehenden Reformkoalition innerhalb der CDU aus Junger Union, Sozialausschüssen und RCDS. Barzels Konzept zur Oppositionspolitik nach der verlorenen Bundestagswahl von 1972 setzte, ähnlich wie später Geißler bei der stagnierenden Regierungspartei CDU, auf gesellschaftspolitische Impulse, damit die CDU populärer und für Wechselwähler attraktiver würde. Damals wollte die mit dem Wirtschaftsflügel einhergehende Mehrheit des CDU-Führungspersonals auf keinen Fall eine Betonung der Thematik der Mitbestimmung. Damals stieg Kohl auf. Und Barzel verlor die Macht in der CDU. Das kündigte sich früh an: "Da ich Kanzlerkandidat der verlorenen Bundestagswahl 1972 war und bekanntlich nur der Sieg viele Väter hat, wußte ich, daß meine Zeit an der Spitze nur noch kurz bemessen sein werde." Die Themen, bei denen die Mehrheit Barzel nicht folgen mochte — wie ernsthaft immer er sie angehen wollte — waren vor allem die Neutralität bei den Ostverträgen, Aufwertung des Arbeitnehmerflügels und die programmatische Festlegung der CDU auf Mitbestimmung ("Gleichgewicht der Partner"). Barzel sah sich bei einer ihn

desavouierenden Abstimmung gegen den UN-Beitritt der Bundesrepublik gezwungen, den Fraktionsvorsitz niederzulegen und wenig später auf eine weitere Kandidatur für den CDU-Vorsitz zu verzichten. Der wohl richtig erinnerte Hauptgrund: "Ich wurde zum 'Linken' erklärt — durch Flüstern, durch Mundfunk, durch 'Informationsbriefe', 'vertrauliche' Nachrichten, ja, von rechts her betrachtet, steht links, wer die Mitte ausfüllt!" Breit schildert Machtpolitiker Barzel, wie er seine Gegner und Feinde in der CDU nicht ernst genug genommen und seinem Widersacher Kohl zu sehr das Feld überlassen hatte. Er zitiert aus einem Zeitungsartikel vom Februar 1973: »Die Hinrichtung Barzels«. Es war eine "belauerte und belagerte Situation", es "tuschte, munkelte und raunte um mich herum." Barzel illustriert mit den Gespenstervergleichen die Welt der Unions-Intriganten: Biedenkopf, Köppler vor allem, die ihn wohl, wie ernsthaft immer das von Barzel gemeint war, deshalb propagandistisch mit linken Gesinnungen ausstatteten, um ihn besser loswerden zu können. Im Hintergrund wirkten Strauß und Dregger auch nicht viel besser — und immer wieder taucht im Schauerstück der Name Kohl auf, vor allem als Nutznießer. Lediglich die Sozialausschüsse hielten zu Barzel, auch nach seinem Machtverlust. Kohl hatte dort "einen schweren Stand", verstand sich aber klug, wie man aus anderen Quellen weiß, mit dem Aufsteiger Blüm, der auch wiederum recht intrigant seinen zum Zeitpunkt der (Wieder-)Wahl gerade kranken Ziehvater Katzer ablöste — auch ein denkwürdiger Politiker, der linke Sprüche mit rechter Politik und geradlinigem Machterwerb ohne besondere Rücksicht auf andere zu verbinden weiß.

Barzels Jammern über seinen zugunsten von Kohl erfolgten Machtverfall läßt ahnen, wie sehr es gerade bei konservativen Erfolgspolitikern weniger die Werte sind, wofür und wogegen sie leben, als die Macht, ohne die sie wutentbrannt ihre Nacktheit beklagen. Daß Barzel in dem Sinne korrupt war, daß er auch um Geldes willen die Osmose mit den Großen der Wirtschaft pflegte, zeigt keine Besonderheit gerade bei konservativen Berufspolitikern auf. Interessant ist, wie zum Ärger Barzels offenbar nicht wesentlich anders Handelnde ihn nach dem Aufdecken solcher Dinge feixend im Regen stehen ließen. Und noch spannender ist, daß der Abstieg Barzels vorher von der Pro-Kohl-Front durch einen deal mit Flick dahingehend abgesichert wurde, daß Barzel als Mitarbeiter in einer ab dann (1973) für Flick arbeitenden Anwaltspraxis von Flick bezahlte hochdotierte Elaborate aus Bundestagsdrucksachen und aus anderen wichtigen Quellen zusammenlegte.

1987 deutet Barzel die angebliche Unkenntnis seiner Beraterpraxis bei den CDU-Oberen — sie wurde bei der Aufdeckung der Flick-Affäre 1984 bekannt und führte zum Rücktritt des Bundestagspräsidenten Bar-

zel — als Komplott gegen ihn. Akribisch notiert er Belege dafür, daß Kohl und andere das gewußt hätten. Sowohl er selbst habe sein neues Amt bei einem CDU-Empfang bekanntgegeben; dem CDU-Bundesvorstand einschließlich Kohls habe er es auch gesagt, und es habe im »Handelsblatt« gestanden. Aber vor 1984 wußte das kaum jemand. Nach dem Regierungswechsel Ende 1982 wurde Barzel Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen ("Kohl hatte mich gebeten"); denn "dieser Aufgabe durfte und darf sich, wie ich meine, kein Patriot entziehen." Aber Patrioten haben es in der Politik schwer. Wieder waren das 'Hosianna' und das 'Crucifixe' nahe. Nach der Bundestagswahl von 1983 war Barzel, der Kohls Regierungskunst als dürftig beurteilte ("innerhalb der Bundesregierung" glichen "die Zuständigkeiten wie Verantwortung und Zuarbeit eher einem Chaos"), nicht mehr in der Regierung. Er wurde aber, da Leute wie er einfach gebraucht werden, Bundestagspräsident. Kohl habe ihm das geradezu aufgedrängt. Kohl-Freunde hätten dabei aber "hämisch mein Scheitern" eingerechnet.

Wie es Barzel schildert, müssen die Träger höchster Staatsämter lange umworben werden, ehe sie ein Amt annehmen: "Einige" aus Kohls Umgebung hätten um ihn herum "scharwenzelt". "Nun mußte ich wieder hören: Wie unendlich glücklich sie seien, wie sehr sie sich freuten, wie fabelhaft es sei, daß ich nun wieder dabei und ganz oben sei...", aber es läßt sich ein Barzel auch durch Widerwärtiges nicht von der Pflicht abhalten: "Nie habe ich Verantwortung gescheut oder einen mir möglichen Dienst für unser Gemeinwesen abgelehnt."

Macht und Geld indes auch nicht, es kam dann ja alles 'raus. Hatte Barzel den Beratervertrag mit Henschel vorher glimpflich überstanden, war er 1984 nicht mehr zu halten. 1987 schildert Barzel immer noch empört, wie unmoralisch es von der Kohl-Gruppe war, ihn zu opfern. Und wahr ist ja auch: Kohl opfert nicht einfach jemanden, der wegen Unfähigkeit und Korruption untragbar geworden ist (dieses Argument verwendet Barzel nicht). Es muß noch mehr hinzukommen. Dabei war Barzel kein schlechter Bundestagspräsident. Das Ölige wurde seltener. Feindbilder wurden nicht so oft gebraucht. Die Grünen forderte er auf, sich gut zu benehmen. Der jesuitisch Erzogene sieht sie zwar auch denunziatorisch zwischen rot und braun, aber bewundert ihren Elan: "In diesem Grün stecken Aufbruch zu neuen Ufern, Spontaneität, unbefriedigte Emotionen und Protest ebenso wie Schläue, Arroganz, Intoleranz, wie braun und rot.... Revoluzzer sind diese Grünen wohl nicht. Aber auch keine Blumenkinder." Barzel jovial: "Ich bemühte mich mit Höflichkeit, Strenge, Güte und Witz." Und deren feedback kam noch nach dem erzwungenen Rücktritt: Er sei ein "fairer Präsident gewesen". Demonstrationen gegen die konservative Regierung verurteilte Barzel

nicht mehr. Die Friedenskundgebung vom Herbst 1983 kommentierte er sogar gelassen. Unter anderem sei es hinterher "sauber" gewesen: "Sauberer als sonst."

Barzel ist freilich nicht über juristische Fiktionen gestolpert, sondern über die Empörung der Öffentlichkeit wegen offenkundiger Verfälschung von Wirtschaft, Geld, Informationen und Politik. Sein Verhältnis zur Wahrheit wird beleuchtet durch die monströse Interpretation des eigenen Rücktritts: "Ich trat wegen der allgemeinen Aufregtheit am 25. Oktober 1984 im Interesse der Arbeitsfähigkeit unseres Parlaments als Bundestagspräsident zurück. Dieser Schritt bedurfte keiner Nachhilfe." Er dokumentiert, daß im Zweifelsfalle nichts für die Einsichtsfähigkeit von Berufspolitikern spricht, er ist ja nicht der einzige, der sich als Mitglied einer wichtigen Elite auffaßt, die gelegentlich von nichtsnutzigen Journalisten und einem aufgewühlten Mob bekriegt werde. Barzel vergleicht sich da mit Adenauer, Erhard, Gerstenmaier und Helmut Schmidt. Ein "furor teutonicus", "eine launenhafte Raserei" heizt ein, dann geht es gegen die Nachrüstung, gegen den Atomtod, gegen die Notstandsgesetze und eben gegen würdige Politiker: "Jeweils kocht da die See — bald schmort sie gar, siedet, flammt lodern auf. Eiferer gießen Öl ins Feuer, und Mieslinge heizen heimlich ein." Dagegen ist wenig zu machen: "Da schwirren Pfeile aus den Fenstern. Du spürst sie erst, wenn sie treffen. Die Schützen wie Pfeile siehst du nicht. Sie bleiben dir verdunkelt. Im Nebel. Aber sie treffen." Weite Teile des Volkes haben kein Benehmen, und die Guten sind in der Minderheit: "Eine Handvoll Freunde hielt stand, beugte sich nicht. Zwei Jahre mußte ich mit diesem Rufmord leben." Friedrich Ebert sei an so etwas gestorben, parallelisiert sich Barzel und seine durchaus transparente Klamotte um skandalöse Nebenbezüge und Haupt- und Nebenämter mit einem sozialdemokratischen Moralisten.

Daß Barzel noch lebt, obwohl er 1984 "öffentlich wegen falschen Verdachtes wie ohne Beweis der Tat lauthals vorverurteilt wurde" — es ist ein Wunder. Denn fast alle hatten sich gegen ihn verschworen, selbst die FAZ und die »Süddeutsche Zeitung«, die "Seite um Seite gegen mich" druckte. Barzel ekelte sich noch Jahre später: "Über alles das schreibe ich ungern. Es wühlt mich immer noch auf." Doch erinnert er um moralischer Werte willen: "Aber die Wahrheit hat immer Anspruch auf Vorfahrt." Es sei natürlich nichts dran gewesen: "Als Bundestagspräsident wurde ich — unter Mißbrauch von Akten und ohne Datenschutz — öffentlich verdächtigt, ich hätte mich durch Scheingeschäfte mit der Großindustrie von dieser aushalten lassen sowie Honorare ohne Gegenleistung kassiert. Auch sei mir 1973 der Vorsitz der CDU durch die Herren Kohl und Biedenkopf abgekauft worden."

Kohl hatte 1984, und Barzel rügt das scharf, mit "Nein" auf die Frage im Flick-Untersuchungsausschuß geantwortet, ob er von einem Vertragsverhältnis Barzel/Rechtsanwalt Paul ab 1973 gewußt habe. Barzels Bemühungen Kohl gegenüber, "das alles in Ordnung zu bringen" — also: Eine Lüge zuzugeben — gingen fruchtlos aus. Ja, so ist das unter Parteifreunden. Barzel lehnt sich, wenn's gegen Kohl sinnvoll erscheint, denn auch gern an die an, über die er ansonsten in der Springer-Presse herzieht: "Auch die Erkenntnis der Zeitschrift der IG-Metall, die den roten Faden zwischen den Vorgängen von 1973 und 1984 in meiner Haltung zur Mitbestimmung als Verbindung zu erkennen meinte, kannte ich damals noch nicht."

Ja, damals war Barzel arm dran, er schildert die Führungsetage der CDU nach Art eines Raubtierkäfigs: "Man wollte mich los sein!... Von Wölfen verfolgt, die Munition verschossen, warfen sie einen Kameraden vom Schlitten — der Meute zum Fraß. Um ihre Haut zu retten." Barzel wird noch drastischer; manche aus der Gruppe Kohl seien schlimmer als Mörder: "Vor allem dies ist keinem erlaubt: Dem Nächsten Ruf und Ehre zu nehmen. Denn, wie gesagt und erfahren: 'Es ist mehr als Mord, die Ehrfurcht so gewaltsam zu verletzen!'" Neben wenigen (Katzner, Mikat, Waigel) wußte die Kirche, was Barzel gebührte: "Ich danke meiner Kirche, die nach dem Trubel den Ehrenbürger Paderborns öffentlich ehrte."

Ein Mann wie Barzel weiß aber aus allem zu lernen und sei es zur Bereicherung seiner Tiefsinns-Prosa: "In der dunkelsten Stunde meines politischen Lebens... habe ich so mühsam wie schmerzhaft gelernt: In jedem Verlust ist ein Gewinn versteckt wie der Kern in der Haselnuß.... Als das fast völlige Verlassensein von Freunden mehr weh tat als das alleingelassene Ausgeliefertsein an eine wütende Hatz", da "lernte (ich), noch mehr Schein vom Sein zu unterscheiden — wie Glück von Gnade." Das erzwungene Lernen erfolgte ähnlich, wie er es schon schön beim Vorbild Arnold beschrieben hatte. Jetzt aber ging es um ihn selbst: "Ich lernte auch... wieder auf eigenen Füßen zu stehen; übte und lernte, wie man selbst telefonierte, Briefmarken kauft, zum Postkasten geht, den Kalender führt, sich selbst versorgt." Barzel erkennt ganz richtig, daß ein derart aus zweiter Hand lebender Machtpolitiker nicht mehr recht frei ist; die Erfolgserlebnisse nach der wieder erworbenen Kompetenz beim Briefmarkenkleben müssen gewaltig gewesen sein: "Ein neues Gefühl innerer Freiheit und Selbständigkeit stellte sich bei dem langsam Gesehenden ein." Doch die Versuchungen zur Krankheit der Berufspolitik machten Barzel wieder rückfällig. Die Genesungserfolge stagnierten. Machterfolge blieben nicht aus. Nach einiger Zeit traf sich Barzel schon wieder mit Genscher, der 1986 einen Kabinettsbeschuß darüber herbei-

führte, Barzel als Koordinator für die deutsch-französische Zusammenarbeit zu berufen.

Barzel kann nicht erklären, wie Leute seinesgleichen das alles schaffen. Junge Menschen hätten ihn oft gefragt, wie man Politiker wird. Barzel gesteht im Nachwort, es nicht zu wissen. Aber eins wisse er: "Auf dich kommt es an. Das ist meine Antwort."

* Rainer Barzel »Geschichten aus der Politik — Persönliches aus meinem Archiv« Ullstein, Berlin 1987. Soweit nicht anders vermerkt, stammen sämtliche Zitate aus diesem Buch.

FAZ, 8.1.88: Barzel traf nicht nur Vertrautes (in Polen), oft fühlte er sich fremd und manchmal auch befremdet. Braunsberg war so zerstört, daß er sein Geburtshaus nicht wiederfinden konnte.

Josef Bierbichler

13.1.88

Lieber Ben,

in Deinem, wie ich finde zu Recht, engagierten Beitrag in der ersten 88er »Debatte« zum Thema Rehabilitation begründest Du den Zweck Deiner und der von Dir geforderten Mühen um gewisse neue Einsichten damit, "den Sozialismus als einzigen konsistenten Gesellschaftsentwurf... zu rehabilitieren."

Eine Seite weiter und als Schluß Deines Artikels stellst Du Deine eigene Biographie zur Debatte, indem Du bekennst, daß Dich die BRD davor schützte, Verbrecher zu werden, obwohl Du Verbrechen direkt oder indirekt gerechtfertigt hast, etwa durch, in Klammer gesetztes "unbegründetes Ausspielen des theoretischen gegen den real existierenden Sozialismus". — Ja was denn nun?

Findest Du es am Ende eines so kurzen Artikels nötig, auch noch vor der Theorie Angst zu kriegen, so wie der ehemalige BuKa Schmidt, der vor lauter Angst nicht mal das »Kapital« gelesen hat und glaubte Mut zu beweisen damit, daß er sich dazu bekannte? Oder hast Du die »Debatte« fälschlicherweise so verinnerlicht, daß Du gegen Dich selbst debattierst?

Ich wollte eigentlich nur wissen, ob es mit der »Debatte« vorwärts gehen soll oder ob daraus ein »Vorwärts« werden soll.

Ich grüß Dich und erwarte frei von jeglicher Verdächtigung die 88er Faschings-»Debatte«. Servus,

Sepp

*

Michael Ben

15.1.88

Lieber Sepp,

Da wir z.Zt. nicht zusammensitzen und streiten können, bis ein paar fällige Fetzen 'vorwärts' fliegen, also schriftlich:

Wieso besteht ein Widerspruch zwischen dem Versuch, den Sozialismus trotz seines Leichenkellers als Gesellschaftsentwurf zu rehabilitieren, und der unheroischen Mitteilung, daß es die klassenfeindlichen, in unseren Breiten und Zeiten aber zivilisierten Verhältnisse waren, die Genickschießer-Biographien hierzulande verhindern (was manche Leute bei entsprechenden, z.B. mit der Gründung der »Debatte« verbundenen, Anlässen sehr bedauert haben)?

Keine Meinungsverschiedenheit, sondern ein durch meine andeutende Kürze in diesem Punkt verursachtes Mißverständnis ist wohl Dein Eindruck, am Ende solle Angst vor Theorie erzeugt werden.

Eigentlich steht dagegen das ganze Unternehmen »Debatte«, aber nicht hinreichend, wie sich zeigt. Also, gemeint mit dem Klammer-Satz von der Rechtfertigung der Verbrechen "(etwa durch unbegründetes Ausspielen des theoretischen gegen den real existierenden Sozialismus)" sind zwei gleich falsche Sorten der Ableitung.

1) Der real existierende Sozialismus sei der einzige und deshalb (weshalb?) auch der nur so mögliche, und aus der Theorie gespeiste Einwände seien nur sozialistisch getarnte Feindschaft bzw. falsche Theorie, da zwischen Theorie und Praxis kein Widerspruch bestehe.

— Als ob die Theorie nicht gerade dazu da wäre, der Praxis zu widersprechen.

2) Der real existierende Sozialismus sei gar keiner, soweit wie er von seinem Entwurf entfernt ist, weswegen ein wirklicher Sozialismus nochmal von Null an begonnen werden müsse. Und habe nicht Marx schon gesagt, wenn nicht auf einer ausreichenden kapitalistischen Basis aufgebaut werden könne, dann würde nur 'die ganze alte Scheiße' wiederholt?

Man sieht, von Trotzki bis Gorbatschow werden die Klassiker überwiegend zwecks Bunkerbau zitiert. Was beweist mehr als die allgemeine Defensive des Marxismus seine Krise?

Sei begrüßt, wenn auch keineswegs "frei von jeglicher Verdächtigung", so doch herzlich,

Ben

p.s.: Nochmal der gleiche Gegenstand, nachdem mich eine Mit-Leserin drauf aufmerksam gemacht hat, wie Dein Brief auch gemeint sein könnte:

Meinst Du, ich würde — entgegen dem Tenor des übrigen Textes — mit dem fraglichen Klammer-Satz vom "unbegründetes Ausspielen des theoretischen gegen den real existierenden Sozialismus" 'gegen mich selbst debattieren', würde erst den sozialistischen Gesellschaftsentwurf hochhalten, um dann, bloß um das Bild vom real existierenden Sozialismus unbefleckt zu lassen, die mit ihm nicht deckungsgleiche Theorie zu verwerfen?

Nach neuerlicher Lektüre und einigem störrischem Herumschleichen um den kalt gewordenen Brei ist die Einsicht durch keinerlei legasthenisch am Rechthaben interessiertes Lesen mehr zu verhindern. *Du* hast recht. Mein Klammer-Satz ist so schlampig gedacht und formuliert, daß keineswegs ausgedrückt wird, was ich in diesem Brief weiter oben als 'zwei falsche Ableitungen' vorgeführt habe, sondern der Unsinn, der dort unter Nummer 1) steht. Würde das eingeklammerte Mißgeschick ersatzlos gestrichen, stünde da, was gemeint ist. Nimm das Schuldgeständnis als Entschuldigung.

In Sachen Literatur: 25 JAHRE TEXT+KRITIK

Als Diskussionsforum

unterschiedlicher literaturkritischer und -wissenschaftlicher Ansätze und Methoden hat TEXT + KRITIK die deutschsprachige Gegenwartsliteratur 25 Jahre lang begleitet. Und hat nicht selten auch Werke und Autoren der älteren Literatur ins aktuelle Gespräch gebracht.

Stets markiert TEXT + KRITIK — in einer immer unübersichtlicher werdenden Zeit — die wesentlichen literarischen Entwicklungen. TEXT + KRITIK gibt kritische Orientierungshilfen und vermittelt Perspektiven für das Verständnis vor allem der literarischen Moderne.

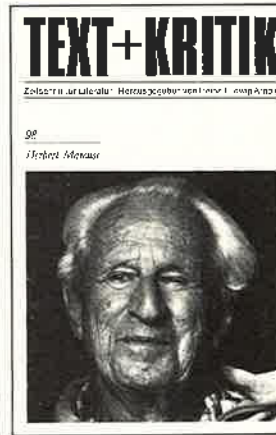
In 25 Jahren ist TEXT + KRITIK auf eigene Weise auch zu einer sich fortschreibenden Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur geworden.



Heft 97
Peter Rühmkorf
102 Seiten, DM 16,—
ISBN 3-88377-270-4
(Januar 1988)



In Sachen Literatur
25 Jahre TEXT + KRITIK
Eine Auswahl
etwa 220 Seiten, DM 14,—
ISBN 3-88377-271-2
(März 1988)



Heft 98
Herbert Marcuse
etwa 90 Seiten, ca. DM 15,—
ISBN 3-88377-273-9
(April 1988)

Verlag edition text + kritik GmbH, Levelingstraße 6a, 8000 München 80

F 7020 16
017007772/00238/00003
HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A
1000 BERLIN 15

geplant für

3/88

März

Piergiorgio Bellocchio
Rätsel um Eco

Dieter Plehwe
Wo die Sozialdemokratie noch eine redliche Hoffnung ist

Gerd Fuchs
Fremde Blicke

Gerhard Scheit
Das Altern der modernen Literatur
Ästhetik nach Auschwitz bei Georg Lukács und Leo Kofler

außerdem Texte von Michael Ben, Agnes Hüfner, Peter Maiwald,
Thomas Neumann, Kalle Scherfling...

(ab 5. März)